Anna Hereford.

Erster Band.

Otto Janke's

Ausländische Roman-Collection

Preis pro Band 20 Sgr.

enthält ferner folgende Werke, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind:

Almeira, Ein Drama in Californien. Roman. 1 Band.

Lucien Biart, Der Bizco. Roman. 2 Bände.

M. E. Braddon, Raubvögel. Roman. 4 Bände.

M. E. Braddon, Charlottens Erbschaft. (Fortsetzung von „Raubvögel.") Roman. 4 Bände.

Mr. Edwards, Die Tochter des Gouverneurs. Roman. 1 Band.

E. de Garcia, Pablo, oder Das Leben in den Pampas. 1 Band.

Ch. Reade, Falsches Spiel. Roman. 4 Bände.

G. Ruffini, Lavinia. Roman. 4 Bände.

M. S. Schwartz, Die Schwägerinnen. Roman. 3 Bände.

M. S. Schwartz, Die Stieftochter. Roman. 2 Bände.

Mrs. Henry Wood, Der rothe Hof. Roman. 4 Bände.

Anna Hereford.

Roman

von

Mrs. Henry Wood.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Marie Saphir.

Erster Band.

Lindauer'sche Leihbibliothek Schöpping

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

[1870]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Frau Edwin Barley.

Ein Courierzug brauste im Innern Englands über die Schienen dahin. Bei der Abfahrt hatte einer der Waggons erster Klasse eine kleine Tafel getragen mit der Inschrift: Damen-Coupé; doch war dieselbe während der Fahrt von dem Schaffner entfernt worden. Der Zug war bereits mehrere Meilen weit dahin gerollt. Im Innern jenes Coupé saß — als einziger Passagier desselben — ein kleines, in tiefe Trauer gekleidetes Mädchen. Alles an dem Kinde war schwarz mit einziger Ausnahme der weißen Falbeln des Unterrockes, der neugierig unter den schwarzen Volants des Kleides hervorlugte. Ein holdes, ernstes Kind mit glatter, bleicher Stirne, gedankenvollen Augen und langen, dunkeln, die Wangen fächelnden Wimpern. Es war ein düsterer, nebeliger, regendrohender Septembertag von wahrhaft traurigem Anstrich, und die Züge des Kindes schienen diese Färbung von der Witterung erborgt zu

haben, denn auch auf ihnen lagerte ein Schatten von Traurigkeit. Dieses kleine Mädchen war ich — Anne Hereford.

Jetzt fuhr der Zug langsamer. Wir hielten an einer Station, größer als jene, an denen wir bisher vorbeigekommen waren. Es schlug eben ein Uhr, als der Schaffner zum Wagen trat. „Meine kleine Dame," begann er, „hier trennen sich die Linien; Aufenthalt zehn Minuten."

Diesen Schaffner hatte ich lieb gewonnen. Er hatte ein gutherziges, freundliches Gesicht, und war während der Fahrt mehrmals zum Waggon herangetreten, um sich nach mir zu erkundigen. Er erzählte mir, er habe selbst solch' ein kleines Mädchen zu Hause, wie ich sei — ungefähr von gleichem Alter.

„Haben Sie Hunger?" frug er jetzt, mich aus dem Waggon hebend.

„Nicht sonderlich, danke. Ich habe mein Bisquit gegessen."

„Holla! Streng!" rief er und hielt einen Mann auf, der eben an uns vorbeirannte. „Geht Ihr mit dem Nettleby-Zuge?"

„Ja. Was weiter?" war des Menschen Antwort. Er hieß mit Recht „Streng", denn seine Züge waren streng und rauh."

„Seht hier dies kleine Ding. Es reist unter Obhut

des Schaffners, wird in das Damen-Coupé gesetzt und fährt bis nach Nettleby."

Die ganze Erwiederung des Mannes bestand in einem einfachen Kopfnicken, dann eilte er seines Weges. Mein Schaffner jedoch führte mich in ein Zimmer, wo Alles sich an das Buffet drängte. „Hört, Fräulein Williams," sagte er zu einem Mädchen, das hinter diesem stand, „geben Sie dieser kleinen Dame etwas zu essen und zu trinken, und nehmen Sie sie ein wenig in Acht, bis der Nettleby-Zug abgeht. Ihr Essen mag einen Schilling betragen."

„Was wollen Sie nehmen, liebes Kind?" frug Fräulein Williams.

Das Buffet war so reich besetzt mit guten Dingen, daß ich wegen einer Wahl in Verlegenheit war, bis sie endlich auf einen Pfannkuchen fiel. Fräulein Williams lachte und sagte, ich thäte besser, erst einige Butterbrödchen mit Fleisch zu essen und dann den Kuchen."

Sie goß mir eben eine Tasse Kaffee ein, als der Schaffner wieder zurückkehrte.

„Ihr Koffer ist umgepackt, kleine Dame," rief er mir zu, „in Nettleby werden Sie Alles in Ordnung wiederfinden. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl und ich danke Ihnen!" — antwortete ich, meine Hand hinhaltend. Es that mir in der That leid, von ihm scheiden zu müssen — es schien ein Freund zu sein. Eine kurze Weile darauf steckte der sauer-

töpfische Schaffner den Kopf zur Thüre herein und winkte mir, ihm zu folgen. Von ihm wurde ich nun zu einem Waggon gebracht, der ebenfalls eine kleine Tafel „Damen-Coupé" trug und hier schloß er mich ein, ohne den Mund aufgethan zu haben. Mir gegenüber saßen zwei Damen. Auch sie öffneten nicht den Mund, um so weiter aber die Augen. Ich meinte, diese Blicke müßten den zwei Kuchen gelten, die Fräulein Williams für mich in eine Papiertüte gelegt hatte, und fand nicht Muth, sie nun zu essen.

In der nächsten Station stieg noch eine Dame ein und diese sprach mich augenblicklich an.

„Reisen Sie ganz allein, kleines Mädchen?"

„Ja, meine Dame, ich bin der Obhut des Schaffners anvertraut."

„Kommen Sie von weit her?"

Ich kam aus einem entfernten Theile Devonshires, von der Seeküste, mir schien dies eine gar weite Strecke zu sein, und das sagte ich der Dame.

„Wollen Sie mir Ihren Namen sagen? Ich will wetten, er ist hübsch."

„Anne Hereford."

„Devonshire ist ein hübscher Theil unseres Landes — haben Sie immer dort gelebt?"

„Nein — ich kam in Indien zur Welt, und war drei Jahre alt, als Mutter mich mit sich nach England nahm."

„Sie tragen tiefe Trauer — wohl für einen nahen Verwandten?“

Ich antwortete nicht, sondern blickte zum Fenster hinaus, bis die Thränen zurückgedrängt waren; kein Fremder sollte sie sehen, dachte ich. Aber die Dame wiederholte ihre Fragen, und nun wandte ich mich zu ihr.

„Um meine Mutter.“

Sie sah mich eine Weile schweigend an.

„Ist auch Ihr Vater todt?“

„Er starb lange vor dem Tode meiner Mutter.“

„Sie sagen, Sie seien in Indien geboren — Ihr Vater war wohl Offizier?“

„Oberst — Oberst Hereford.“

„Wie viele Geschwister haben Sie?“

„Keine.“

„Wo werden Sie leben — mit wem?“

„Ich weiß es nicht. Jetzt reise ich zu Tante Selina.“

Der Zug war wieder zu einem Halteplatz gekommen und die Dame stieg aus, sonst hätte sie gewiß noch gar viele Fragen an mich gerichtet. An der nächsten Station waren auch die beiden schweigsamen Damen an ihrem Ziele und ich blieb wieder allein. Mein erstes Geschäft war nun, die Kuchen zu verzehren und die Düte zum Fenster hinausfliegen zu lassen. Dann schlief ich ein und

wußte von nichts mehr, bis die Stimme des sauertöpfischen Schaffners mich weckte.

„Das ist Nettleby — wenn Sie hier absteigen wollen.“ Nun brummte er etwas von Gepäck. „Wie viel Stück?“

„Ein großer Koffer und ein kleiner, dann zwei Mantelsäcke. Sie tragen die Inschrift: „Fräulein Hereford. Nettleby.“ Wollen Sie so freundlich sein, mir zu sagen, ob es noch weit nach dem Hause des Herrn Edwin Barley ist?“

„Kenne keinen Herrn Edwin Barley. Jenn!“ fuhr er fort, sich an einen der Lastträger wendend, „halte sie ein bischen im Auge, ich will ihre Sachen heraus geben.“

„Wohin gehen Sie, Fräulein?“ fragte der Lastträger.

„Zu Herrn Edwin Barley. Man sagte mir, ich müsse in Nettleby den Waggon verlassen und verlangen, nach seinem Hause gebracht zu werden, falls kein Wagen gekommen sei, mich abzuholen.“

„Sie meinen wohl Herrn Edwin Barley in Hallam?“

„Ja, so ist's. Ist es weit hin?“

„Nun, Hallam liegt fünf Meilen tiefer ins Land, das Haus aber liegt uns eine Meile näher. Eine Bahn geht nicht dahin, Fräulein, Sie müssen also mit dem Omnibus fahren.“

Wissen Sie aber auch sicher, daß Frau Edwin Barley nicht gekommen ist, mich zu erwarten?“ frug ich mit herber Beklemmung.

Niemand war gekommen und so schob mich der Lastträger mit mehreren anderen Passagieren in den Omnibus. — Wie lange schien diese Fahrt zu währen! Auch die Bäume und Hecken längs der Fahrstraße hatten ein düsteres Aussehen, denn schon brach der Abend herein.

Der Omnibus hielt am Fuße eines Hügels an und ein Mann, der bisher neben dem Kutscher gestanden hatte, kam heran.

„Ist nicht da drin Jemand, der zu Herrn Edwin Barley gehen will?“

„Ja — ich!“

„Ich und mein Gepäck wurden auf die Erde gesetzt.

„Zwei Schilling, Fräulein,“ rief der Mann.

„Zwei Schilling!?“ wiederholte ich voll Bestürzung.

„Sie glaubten doch nicht, für einen fahren zu können? Ueberdies im Innern des Wagens! Unser Omnibus ist ohnehin überaus billig.“

„Oh, so war's nicht gemeint. Aber — ich habe gar kein Geld.“

„Gar kein Geld!“

„Man gab mir keines. Man gab dem Schaffner mein

Fahrgeld bis Nettleby, und hier versicherte mir Herr Sterling, würde ich gewiß erwartet werden."

Der Mann näherte sich dem Kutscher.

„Höre, Bill, das Kind sagt, es habe kein Geld."

Der Kutscher wandte sich um und sah mich an.

„Wir können morgen hingehen, es fordern; ich denke, es hat seine Richtigkeit. Gehören Sie zu den Barley's, Fräulein?"

„Frau Edwin Barley ist meine Tante. Ich komme auf Besuch zu ihr."

„Oh, ganz recht. Komm' herauf, Ive."

„Aber," sagte ich, den Mann zurückhaltend und von heimlichster Angst überkommen, denn ringsum konnte ich kein Haus erblicken, auch keinen Gegenstand, der einem solchen ähnlich gesehen hätte, ausgenommen ein kleines, rundes, niedriges Gebäude, das höchstens ein Zimmer enthalten konnte. „Wo ist Herrn Edwin Barley's Haus? Soll ich mit dem Gepäck so auf der Straße liegen?"

Der Mann lachte, sagte, er hätte gedacht, ich sei hier bekannt, und schrie dann laut: „He, gute Frau, He!" mehrere Male. „Sehen Sie dies große, grüne Gitterthor?" fügte er, sich wieder zu mir wendend, hinzu. „Ja? Nun — dort geht's nach Herrn Barley's Haus — dies ist das Pförtnerhäuschen."

Das Rufen des guten Menschen hatte die Frau endlich herausgeholt, sie öffnete sogleich jenes Gitterthor

Nachdem der Mann mein Erscheinen erklärt und mein Gepäck jenseits des Thores hingestellt hatte, fuhr der Omnibus mit ihm fort.

„Entschuldigen Sie," sagte die Frau, „daß ich Sie nicht nach dem Hause begleiten kann, aber es ist nicht weit dahin und Sie können unmöglich irre gehen. Mein kleines Kind liegt krank in seiner Wiege — ich kann es so lange nicht allein lassen. Sind Sie das kleine Fräulein Hereford?"

„Ja."

„Sonderbar, daß man Sie in Nettleby von Niemand holen ließ, nachdem man wußte, daß Sie kommen würden. Nur immer gerade aus, kleines Fräulein, da werden Sie bald an der Thüre der großen Halle angelangt sein. Gehen Sie kühn die paar Stufen hinauf und ziehen Sie an der Klingel."

Es ließ sich nicht ändern: ich mußte allein durch die düstere Allee gehen. Es war ein breiter Fahrweg, breit genug, um zwei Wagen neben einander fahren zu lassen, und an jeder Seite von einem dichten Wäldchen besetzt. Bei einer plötzlichen Wendung des Weges erblickte ich eben das Haus, als ich mit einem Male durch einen aus dem Gebüsch hervorbrechenden Gegenstand erschreckt wurde, der sich als der Kopf eines männlichen Wesens entpuppte. Der Mann schien blos das Haus fest im Auge zu halten, wandte aber den Kopf bei meinem Nahen schnell herum, wodurch allein er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Die Züge seines Gesichtes waren finster, häßlich,

drohend, und ich sprang entsetzt auf die andere Seite des Weges.

Ich sprach keine Silbe — er ebensowenig, aber mein Herz pochte vor Furcht und es war mir wirklich eine Erleichterung, als ich an einigen Fenstern des mir gegenüber sich erhebenden Hauses Lichter sah. Mir schien es ein sehr großes Haus zu sein, es enthielt jedoch, wie ich später erfuhr, nur achtzehn Zimmer, worunter einige ziemlich kleine. Ich aber hatte allerdings bis dahin in einem hübschen Landhause gewohnt, das nur sechs Piecen aufzuweisen hatte. Das Klingeln wurde mir erspart, denn unter der geöffneten Thüre standen lachend und schwatzend ein Diener und eine Magd.

„Wer seid Ihr?“ rief das Mädchen.

„Ich wünschte Frau Edwin Barley zu sprechen.“

„Dann wird's wohl bei Eurem Wunsche bleiben,“ erwiderte sie. „Gewiß Jemand von Hallam. Frau Edwin Barley kann Euch heute unmöglich sprechen.“

„Geht nur fort, kleines Ding,“ fügte der Bediente hinzu. „Wenn Ihr ein Anliegen habt, so kommt morgen wieder.“

Sie sprachen mit solcher Bestimmtheit, daß ich erschrak und dem Weinen nahe war. Wie nun, wenn sie mich wirklich fortschickten!

„Warum geht Ihr nicht?“ frug das Mädchen spitz.

„Ich weiß nicht wohin — mein Gepäck ist beim Pförtner.“

„Ja — wer seid Ihr denn?“ frug sie eifrig.

„Ich bin Fräulein Hereford.“

„Gott steh' mir bei!“ flüsterte sie nun dem Diener zu. „Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein, ich will Charlotte Delves hierher rufen.“

„Wie? Wen willst Du hierher rufen?“ fragte nun eine zornige Stimme im Flur. „Charlotte Delves hierher rufen, willst Du das? Geh' sogleich an Deine Arbeit, dreistes Ding. Hörst Du, Jemima?“

„Ich wußte nicht, daß Sie hier seien, Fräulein Delves,“ lautete die halb entschuldigende, halb schnippisch klingende Antwort. „Die kleine Dame ist angekommen, Fräulein Hereford.“

Eine große, schlanke, fein aussehende Frau von fünf- oder sechsunddreißig Jahren trat nun vor. Ich konnte nicht erkennen, ob sie eine Dame sei oder eine schmucke Zofe. Sie trug ein kleines, modernes Häubchen und ein hübsches Mousselinkleid mit Volants, die damals beliebt waren. Sie hatte helle Augen —, lange, hellblonde Locken fielen zu beiden Seiten des schmalen Gesichtes, herab. Ihr Wesen hatte im Allgemeinen einen feinen Anstrich.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Hereford?“ sagte sie meine Hand fassend. „Kommen Sie herein, liebes Fräulein. Wir erwarteten Sie erst kommende Woche. Frau Edwin Barley ist im Salon.“

„Frau Edwin Barley ist in ihrem Zimmer, um für das Diner Toilette zu machen,“ widersprach Jemima am

anderen Ende der Halle, als wolle sie die Feindseligkeiten fortsetzen.

Fräulein Delves erwiederte nichts. Sie lief die Treppe hinauf, öffnete eine Thür, aus welcher ein heller Feuerschein herausstrahlte.

„Warten Sie einen Augenblick hier," sagte sie, sich nach mir umblickend. „Frau Edwin Barley, das Kind ist da!"

„Was für ein Kind?" rief eine Stimme — eine junge, fröhliche, liebliche Stimme.

„Das kleine Fräulein Hereford."

„Mein Gott! Heute! Und ich habe auch keinen Faden Trauer an mir, der des Erwähnens werth wäre! Nun — lassen Sie sie eintreten."

Ich erkannte Tante Selina im ersten Augenblick. Sie hatte vor zwei Jahren, als sie kaum neunzehn Jahr alt war, drei Monate bei uns in Devonshire zugebracht. Ich fand wieder dasselbe holde Antlitz mit seinen lachenden blauen Augen und seinem glänzenden Goldhaar. Sie trug ein weißes, gesticktes Kleid von durchsichtigem Mousselin, mit ausgeschnittenem Leibchen und kurzen Aermeln, mit einigen schwarzen Schleifen geschmückt, eine lange Kette und Armbänder von Jet.

„Theuerstes Kind! — Aber warum kamst Du auf solche sonderbare Weise — ohne uns davon benachrichtigt zu haben?"

„Herr Sterling sagte, er hätte Sie benachrichtigt, Se-

lina, hätte Ihnen geschrieben, ich würde Donnerstag hier sein. Sie sollten den Brief schon gestern empfangen."

„Ja, das habe ich und so schrieb er auch, aber ich meinte — Ach, wie albern war ich!" unterbrach sie sich hell auflachend — „ich dachte, er meine den nächsten Donnerstag. Doch Du bist herzlich willkommen, liebes Kind. Du bist hübscher geworden, Anna, mit diesen mächtigen schwarzen Augen!"

Ich stand sehr still und ernst vor ihr. Wie hatte ich dieses Wiederfinden gefürchtet in der Meinung, es würde voll Thränen und Jammer um meine Mutter sein, ohne an Selina's heiteren und leichten Sinn zu denken. Ich nannte sie immer noch Selina, ich war daran gewöhnt, seit ich als vierjähriges Kind zu Besuch in Keppe-Carew gewesen war.

Sie selbst löste meinen Hut, küßte mich wiederholt und hielt mich bei beiden Händen an sich gezogen. Sie saß auf dem Sopha, Fräulein Delves verließ das Zimmer und schloß die Thüre hinter sich. „Sie sind noch nicht von der Jagd zurück, Anna, und so können wir traulich und ungestört mit einander plaudern. Wenn sie nach den entfernteren Gehegen gehen, kann man nie wissen, wann sie wiederkommen; vor zwei Tagen ließen sie mich bis acht Uhr mit dem Diner warten."

„Wer, Tante Selina?"

„Herr Edwin Barley und die Uebrigen," antwortete sie nachlässig. „Wie merkwürdig, Anne, daß Deine

Mutter so plötzlich starb! Die erste Nachricht ihrer Krankheit sandte sie mir ja kaum zwei Wochen vor ihrem Tode."

„Sie war schon viel länger krank gewesen, Tante Selina —"

„Nenne mich kurzweg Selina, Kind."

„Allein sie sagte es niemand, bis sie die Gefahr erkannte. Sie hatte es auch mir nicht gesagt.

„Es war nur ein neuer Ausbruch jenes alten Uebels, von dem sie schon in Indien befallen war — ein innerliches Leiden."

Ich wandte meinen Kopf und meine nassen Augen von ihr ab. „Man sagte mir, ihr Herz wäre krank, Selina."

„Ja — gewissermaßen trug auch dies Schuld. Es muß ein schwerer Abschied gewesen sein, Anne. Aber, Kind, schluchze nicht so!"

„Bitte, sprechen Sie nicht mehr davon!"

„Im Gegentheil, ich muß davon sprechen. Meine Neugierde muß immer befriedigt werden," setzte sie in ihrer hastigen Art hinzu. „Gaben die Aerzte gleich Anfangs alle Hoffnung auf?"

Mutter kannte ihren Zustand als hoffnungslos zur Zeit als sie Ihnen schrieb. Mir hatte sie es einen Tag zuvor gesagt."

„Ich begreife nicht, wozu sie es Dir damals und überhaupt sagte."

„Oh, Selina, — selbst die vierzehn Tage waren eine kurze Vorbereitungszeit zum Abschied! Wie viel hatte sie mir noch zu sagen! Es wird wohl lange Jahre dauern, bis wir uns wiedersehen."

„Wiedersehen! Wo?"

„Im Himmel!"

„Du bist ein sonderbares Kind!" rief Selina aus, mich forschend anblickend. „Ich sehe, Ursula hat Dich mit ihren schwärmerischen Ideen angesteckt. Ich sagte ihr oft, hierzu habe es noch lange Jahre Zeit."

„Und dann sagte Mutter Ihnen, daß Sie durch immerwährendes Hinausschieben dieser Zeit, nie den Ernst des Lebens erfassen würden!"

„Wie, daran erinnerst Du Dich noch?" sagte sie lächelnd. „Ja, sie pflegte mir Predigten zu halten; sie war um volle fünfzehn Jahre älter als ich, und schloß hieraus auf eine Berechtigung dazu."

„Mutter hielt keine „Predigten," sie sprach stets liebreich und sanft," entgegnete ich schluchzend.

„Ja, ganz recht. Du hältst mich wohl für gefühllos, Anne; aber mein Schmerz ist schon überwunden, das heißt die Heftigkeit des Schmerzes. Als der Brief die Nachricht von Ursula's Tod brachte, weinte ich einen ganzen Tag lang."

„Mutter hatte vor ihrem Tode eine Mahnung," fuhr ich fort, denn dies war eins von jenen Dingen, die

Selina mitzutheilen meine sterbende Mutter mir nachdrücklich befohlen hatte.

„Was hatte sie?“

„Eine Mahnung. In der Nacht vor ihrer Erkrankung — ich meine, bevor ihr Zustand gefährlich wurde — hatte sie einen Traum von Papa. Sie sah ihn an einem herrlichen blumen- und lichterfüllten Orte; kein Fleckchen der Erde konnte so wunderlieblich sein, wie dieses, als der Garten des Paradieses. Er winkte sie heran, wies auf einen leeren Platz an seiner Linken und sagte: Er wartet auf Dich, Ursula.“ Mutter erwachte, allein die Worte klangen ihr noch so deutlich im Ohre, als wären sie wirklich ausgesprochen worden.“

„Und das kannst Du mir mit ernsthafter Miene erzählen und es eine Mahnung nennen?“ rief Selina aus.

„Mutter trug mir auf, es Ihnen zu erzählen, Selina. Sie erzählte uns den Traum am Morgen —“

„Uns? Von wem sprichst Du, Kind?“

„Von mir und unserer alten Magd Betty — meine Amme, wie Sie wissen. Mutter erzählte mir, wie angenehm der Traum gewesen sei, so daß es ihr leid gethan habe, daraus erwacht zu sein. Als aber nun die schwere Krankheit folgte, da sagte sie, dieser Traum sei eine Mahnung gewesen.“

Selina lachte. „Du warst so lange mit Deiner Mutter und dieser alten albernen Betty eingeschlossen, bis sie eine ganz altkluge kleine Dame aus Dir machten. Ur-

sula war von jeher abergläubisch. Nächstens wirst Du mir erzählen, daß Du an Gespenster glaubst!"

„Nein, ich glaube nicht an Gespenster, aber ich glaube an Mahnungen. Mutter erzählte mir, noch nie sei ein Sproß der Keppe-Carew's gestorben, ohne vorher gemahnt worden zu sein, obwohl wenige von ihnen zur Zeit darauf geachtet hätten."

„Genug davon, Anne. Ich bin auch eine Carew und will nicht dazu gebracht werden, voll Angst und Sorge auf eine „Mahnung" zu warten. Auch Du bist, von mütterlicher Seite, eine Carew. Weißt Du aber auch, mein armes Kind, daß Du nicht vermögend bist?"

„Ja, Mutter sagte es mir, doch daran ist mir nichts gelegen."

„Nichts daran gelegen!" wiederholte Selina, auf's Neue auflachend. „Weil Du nichts davon verstehst, Anne. Das kleine Erbtheil Deiner Mutter giebt, genau eingetheilt, bis zu Deinem achtzehnten Jahre ein jährliches Einkommen von kläglichen achtzig oder hundert Pfund, die für Deine Erziehung verwendet werden müssen. Ueberdies ist noch ein kleiner Fonds da für Kleidung und unvorhergesehene Ausgaben."

„Ich sagte, daß mir nichts daran gelegen sei, Selina, weil der Gedanke, meinen Lebensunterhalt selbst erwerben zu müssen, nichts Schmerzliches für mich hat. Mutter belehrte mich, ein junges wohlerzogenes Mädchen von guter Herkunft könne stets eine ehrenvolle Stellung als Erziehe-

rin erringen. Sie ermahnte mich, nie zu verzagen, Gott würde für mich sorgen."

„Etwas Geld könnte trotzdem nicht schaden!" rief Selina in einem Tone, der einem jungfräulichen Ohre ganz gottlos klang. „Es war reiner Wahnwitz vom Oberst Hereford, seine Stelle zu verkaufen. Er dachte wohl seine Lage dadurch zu verbessern, aber das Geld ward ausgegeben und verloren, so daß Deiner Mutter nur wenig blieb, als er starb."

„Ich glaube, Mutter hat nicht sonderlich am Geld gehangen, Selina!"

„Das glaube ich selbst, sonst hätte sie die Sache nicht so leicht genommen. Erinnerst Du Dich noch, wie sie mich schalt, als ich ihr mittheilte, ich würde Edwin Barley heirathen!"

„Ja wohl, Mutter meinte, es sei ein Unrecht von Ihnen, eine Geldheirath zu schließen."

„Ganz recht. Sie pflegte die Hände vor die Ohren zu halten, wenn ich ihr sagte, wie sehr ich ihn hasse. Nun, weswegen sehen mich diese großen Augen so forschend an?"

„Hassen Sie ihn wirklich, Selina?"

„Nun — ich sterbe eben nicht vor Liebe zu ihm, Du wunderliches Kind."

„Eines Tages — in Devonshire — führte ein Junge einen kleinen Affen durch die Straße, da riefen Sie aus, Herr Edwin sei so häßlich wie dieser. Ist er häßlich?"

Selina brach in ein schallendes Gelächter aus. „Oh,

er ist sehr schön, Anne, schön wie der Tag; wenn Du ihn siehst, wirst Du mir Dein Urtheil geben. Ich — nun, was giebt's? Wonach siehst Du so starr?"

Als ich so vor meiner Tante stand, schien die Thüre in ihrem Rücken leise geöffnet zu werden. Ich erwartete, es würde Jemand eintreten, es geschah jedoch nicht. Dies sagte ich Selina nun.

„Das flackernde Feuerlicht hat Dich geblendet, Anne. Diese Thüre wird immer verriegelt gehalten, sie führt zu einem Gange, der mit meinem Schlafzimmer in Verbindung steht, aber nie von uns benutzt wird."

„Ich bin fest überzeugt, daß sie eben ein wenig geöffnet wurde," war meine Antwort, und zu gleicher Zeit überkam mich die unangenehme, fantastische Idee, sie müsse von dem Manne geöffnet worden sein, den ich in der Allee gesehen hatte. „Jetzt ist sie wieder zu, sie wurde geschlossen, während ich sprach."

Selina erhob sich, schritt nach der Thüre und versuchte dieselbe zu öffnen, was ihr nicht gelang.

„Du siehst, Anne! Ich bitte Dich, mein liebes Kind, werde nur ja nicht romantisch — wie Deine verstorbene Mutter es leider war."

Ich schüttelte als einzige Antwort den Kopf.

„Selina — war es nicht Herrn Edwin Barley's Wunsch, man solle mich lieber zu Frau Hemson senden, als hierher?"

„Wer sagte Dir das?"

„Ich hörte Herrn Sterling mit Mutter davon sprechen.“

„Herrn Edwin Barley's Ansicht lautete in der That so, kleine Dame. Weißt Du auch, weßhalb er so urtheilte?“

„Nein.“

„Schade, daß man es Dir nicht sagte — es war gar zu schmeichelhaft für mich. Er meinte, ich sei zu leichtfertig, um die Leitung und Ueberwachung eines jungen Fräuleins übernehmen zu können.“

„Wirklich?“

„Ursula aber wollte diese Einwendung nicht anerkennen. Sie schrieb Herrn Edwin Barley, es sei — einiger Wochen wegen — von geringer Bedeutung, ob ich leichtfertig oder ernsthaft sei und sie könne nicht daran denken, Dich, wenn auch blos für kurze Zeit, Frau Hemson anzuvertrauen. Ja, ich und meine Cousine Franziska Carew, wir wählten gerade entgegengesetzte Bahnen: ich heirathete durch Gold geblendet — sie durch Liebe. Sie lernte nämlich an irgend einem Badeorte einen liebenswürdigen Ausländer kennen, den sie heirathete.“

„Und — war das nicht recht?“

„Es war ein großes Unrecht. Er war Kaufmann; ein Mann von einnehmendem Aeußeren, von guter Erziehung — ich will es zugeben — aber Krämer! Unerhört — daß eine Carew sich so erniedrigen konnte, nie dagewesen! Du mußt wissen, Anne, daß sie den Menschen lieben gelernt hatte, bevor sie wußte, wer oder was er sei.

Er war Badegast an dem Orte, so wie sie. Natürlich hätte sie ihn dessenungeachtet nach der Entdeckung aufgeben müssen. Sie aber that es nicht, sondern zog es vor, sich und ihr Geld — und es war ein nettes kleines Vermögen — ihm zu geben."

„Heirathete sie also gegen den Willen der Ihrigen?"

„Das kann ihr eben nicht zur Last gelegt werden, denn sie stand allein in der Welt und war ihre eigene Herrin. Eine Keppe-Carew aber hätte besser wissen sollen, was sie sich selbst schuldig sei!"

„Sie war ja keine Keppe-Carew, Selina."

„Doch — weißt Du nichts davon, Anne? Ihr Vater war ein Keppe-Carew, und da er starb, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so fiel Keppe-Carew seinem Bruder, meinem und Deiner Mutter Vater zu. Auch dieser starb, ohne einen Sohn zurück zu lassen, so daß Carew mit seinen großen Ländereien einem entfernten Verwandten als nächsten Erben männlichen Stammes zufiel. Wir drei Carew aber haben alle schlecht geheirathet, alle drei von uns Mädchen jedes in seiner Art."

Sie sprach dies in einer gewissen träumerischen Weise, als vergäße sie, daß ihre Worte eine Zuhörerin hatten.

„Diese Franziska heirathete den Kaufmann Hemson und öffnete dadurch einen Abgrund zwischen sich und ihrer Familie; Ursula vermählte sich dem Oberst Hereford, um einige ihrer schönsten Jahre in Indien zu vertrauern, in

Armuth zu sterben und ein unversorgtes Kind zu hinterlassen; und ich — ich wählte ihn — Edwin Barley. Wessen Loos mag wohl das schlimmste sein?“

Was sie da sprach, gab mir viel zu denken — und wohl wenig Kinder meines Alters waren geneigt, so viel nachzudenken als ich.

„Selina — sagten Sie nicht, Sie hätten Herrn Edwin Barley blos geheirathet, weil er reich ist?“

„Nun?“

„Weshalb thaten Sie das, da Sie ja selbst so reich waren?“

„Reich — ich? Wenn Du erst älter bist, Anne, wirst Du einen andern Maßstab an den Reichthum legen. Weißt Du, wie hoch mein Vermögen sich belief, Anne? Auf einfache viertausend Pfund. Ursula besaß ebenso viel — und gab es in ihrer Ehe mit Oberst Hereford aus. Hierdurch stiegen meinem Vater Bedenken auf, so daß er mein Geld sicher anlegte unter solchen Clauseln und Formen, daß es bis zu meinem Tode mir ausschließlich gesichert ist und bleibt.“

„Und wenn Du stirbst — fällt es dann Herrn Barley zu?“

„Nun, wenn ich vor kommenden Montag stürbe, dann fiele es Dir zu, kleine Maus, denn so war es von Anfang an bestimmt. Nach dieser Zeit aber erbt es Herr Barley, d. h. blos für den Fall, als ich kein Testament hinterlasse. Montag aber werde ich volljährig und habe dann das volle Recht, meinen letzten Willen aufzusetzen.

Es soll auch meine erste Sorge sein. Ein Testament — wie drollig!“ lachte sie. „Ich soll über ein so fürchterliches Vermögen verfügen. Soll ich es Dir hinterlassen?“

Die Thüre ward geöffnet und es trat Jemand ein. Eine kurze Gestalt — ein Mann von etwa vierzig Jahren in grünsammetnen Jagdwamms und Gamaschen, mit einem finsteren Gesicht, demselben, das heute hinter den Bäumen der Allee hervorgeblickt hatte. Ich verbarg mich plötzlich voller Schreck hinter Selina. Die Züge selbst waren eben nicht so häßlich, aber düster und strenge. Auch wirkte die Erinnerung meines ersten Schreckens jetzt noch auf mich ein.

„Was ficht Dich an, Kind?“ — sagte Selina. „Dies ist Herr Edwin Barley.“

Zweites Capitel.

Im Walde.

Das war Herr Edwin Barley! Meine lebhafte Einbildungskraft hatte diese Züge zum Mindesten einem Räuber zugeschrieben und mein erster Gedanke war: Wie konnte Selina diesen Menschen heirathen? Noch ein Gedanke beschlich mich: Hatte er vorhin jene Thür geöffnet?

„Wer ist das?“ frug er Selina in rauhem, entschlossenem, doch nicht unangenehm klingendem Tone.

„Anne Hereford. Denke nur, welch albernes Versehen ich machte! Ich glaubte, der Advocat spräche vom kommenden Donnerstag, und nun mußte sie allein von Nettleby hierherkommen, so gut sie eben konnte.“

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an — es waren die dunkelsten Augen, die mir je im Leben vorgekommen waren. Entweder lag wirklich ein abwehrender, warnungsvoller Blick in ihnen, oder ich bildete mir es

ein, kurz, ich sah in ihnen eine Aufforderung, nicht zu erwähnen, daß ich ihn gesehen hatte, als er das Haus von jener Allee aus beobachtete. Er konnte ganz unbesorgt sein — davon sprach ich sicher keine Sylbe.

„Haben Sie den Weg zu Fuß zurückgelegt, Kleine?“

„Nein, Herr. Der Omnibus setzte mich hier vor dem Thore ab.“

„Sie frug mich, ob Du schön bist, und ich sagte ihr, sie möge warten und dann selbst urtheilen,“ fiel Selina mit einem Lachen ein, das mir unangenehm in den Ohren klang. Er antwortete nicht mit Worten, zog aber die Stirne kraus.

Eines war mir aufgefallen: er hatte schöne, weiße und gleichmäßig gesetzte Zähne.

„Wie kommt es, daß Du früher als die Anderen zu Hause bist?“ begann sie auf's Neue. „Und wo bleiben sie nur? Charlotte Delves sagte, das Diner würde ganz und gar verderben.“

„Sie können nicht lange mehr ausbleiben,“ war Herrn Edwin Barley's Antwort. „Ich gehe jetzt, mich anzukleiden.“

Als er das Zimmer verließ, hörten wir fröhliche Stimmen und Gelächter. Selina öffnete das Fenster, ich trat neben sie. Die Nacht war heller geworden, da inzwischen der Mond emporgestiegen war. Drei Herren, ähnlich gekleidet wie Herr Edwin Barley, näherten sich

dem Hause, Flinten, Hunde und die erlegte Beute mit sich bringend.

„Kannst Du sie bei dieser matten Beleuchtung auch sehen, Anne?“

„Ich kann sehen, daß zwei von ihnen jung sind — der dritte aber sieht alt aus, er hat graues Haar.“

„Er ist nicht sehr alt, nicht mehr als funfzig — aber er ist übermäßig stark. Es ist Herr Martin, der Pastor.“

„Und ein Pastor geht auf die Jagd?“

„Nur, wenn er leicht dazu kommt,“ war die muntere Antwort. „Dieser junge Mann hier ist Philipp King, Herrn Edwin Barley's Mündel. Er und ich — wir sind nicht die besten Freunde und ich thue, was mir nur möglich ist, um ihn zu ärgern. Er ist von entsetzlich schlechtem Temperament.“

„Wirklich?“

„Vergangene Ostern verliebte er sich in mich, der einfältige Junge! Denke nur! Es ist unglaublich, daß es ihm damit Ernst gewesen sein soll, — aber — zuweilen sah es doch so aus. Ich frug ihn, ob es ihm ein Vergnügen machen würde, geohrfeigt zu werden. — Herr Edwin Barley aber hielt jedem von uns eine gute Lehre und meinte, wir verdienten Beide, in eine Erziehungsanstalt gebracht zu werden.“

„Beide! Du trugst doch keine Schuld daran?“

„Hm — Herr Edwin Barley behauptete es,“ erwie-

derte sie heiter. „Vielleicht hatte er Recht. Ich glaube nicht, daß er Philipp King seither gewogen ist.“

„Wer ist der andere junge Mann, Selina?“ frug ich eben, als die Herren im Hause verschwanden.

„Das ist George Heneage — wir sind die innigsten Freunde. Stille! er kommt.“

Georg Heneage trat ein. Ein großer, schlanker, lebhafter, junger Mann mit bleichem, einnehmenden Gesichte und dunklem, wogenden Haar. Fröhliches Lächeln lag auf seinen Zügen und es dünkte mich, ich hätte noch nie einen so hübschen Menschen gesehen. Frau Edwin Barley näherte sich dem Feuer, er faßte ihre Hand zur Begrüßung.

„Nun, was haben Sie den ganzen Tag gethan? Sich gelangweilt?“

Es war so eine fröhliche Stimme! Der ausgesprochenste Contrast zu der des Herrn Edwin Barley.

„Und wieviel ist auch jedem von Euch daran gelegen, ob ich mich langweile oder unterhalte,“ antwortete sie halb scherzend, halb schmollend. „Die Rebhühner gebieten jetzt allein über Eure Aufmerksamkeit und — Zeit. Ich könnte todt und begraben sein, bevor Einer von Euch auf den Einfall käme, nach Hause zu kommen, um sich nach mir zu erkundigen.“

„Sie wissen, Selina, daß unsere Aufgabe die Jagd ist; einer von uns aber eilte wirklich vor einigen Stunden schon nach Hause — Barley.“

„Nicht zu mir. Er kam eben erst — Sie sind im Irrthum."

„Hören Sie. Ich hatte mich für eine kleine Weile von der Gesellschaft getrennt, um nach dem Pferde zu sehen, das ich neulich lahm geritten hatte, und als ich mich später wieder einfand, war Barley bereits verschwunden, wie man glaubte, um zu sehen, was aus mir würde. Vielleicht hat er dies auf gewisse Weise wirklich gethan, der einfältige Mensch — ei, wen haben wir da?"

Mich jetzt erst erblickend, denn ich stand halb im Schatten der Fenstervorhänge, brach er hastig ab.

„Es ist die kleine Anne Hereford. Sie kam eine Woche früher als erwartet. Tritt näher, Anne, damit Herr George Heneage Dir den Hof machen kann. Es ist dies sein Lieblings-Zeitvertreib."

Mich um den Leib fassend, hob er mich ohne viel Umstände empor, sah mich genau an und stellte mich wieder auf den Boden.

„Das Gesichtchen ist hübsch genug, um ihm den Hof zu machen. Wie alt sind Sie?"

„Elf Jahre, Herr."

„Elf!" wiederholte er verwundert. „Ich hätte höchstens neun gerathen. Elf!"

„Elf und wieder elf, dem reifen Verstande nach," fiel Selina in ihrem leichtesten, nachlässigsten Tone jetzt ein. „Ich denke, das ist der Fall bei allen Kindern, die ganz allein ohne Bruder oder Schwester aufwachsen. Sie sollten

sie erst sprechen hören, George! Ich sagte ihr aber, sie sei von ihrer Mutter und ihrer Kinderfrau vorzeitig alt gemacht worden!"

„Darf ich wagen, in diesem Aufzuge vor Ihnen zu erscheinen, Frau Edwin Barley?"

Der Sprechende war der ehrwürdige Herr Martin, welcher zögernden Schrittes, auf seinen Anzug weisend, eintrat.

„Es ist Barley's Schuld, folglich müssen Sie ihn schelten, nicht mich," fuhr er fort. „Barley lud mich ein, heute Abend in Ihrem Hause das Tischgebet zu sprechen, war aber gleich nachher verschwunden, um uns bis jetzt warten zu lassen; dadurch blieb mir keine Zeit, nach Hause zurückzukehren und mich erst umzukleiden."

„Machen Sie sich keine Sorge, werther Herr Martin, es giebt größere Unglücksfälle auf der Welt," sagte sie mit dem ihr zu Zeiten eigenen, reizenden, herzgewinnenden Wesen. Ich habe schon öfters mit Herren im Jagd-Costüme bei Tische gesessen, ohne daß die Mahlzeit mir deswegen weniger gemundet hätte. Ist dies Fräulein Delves?"

Die Schwelle ward überschritten und Fräulein Delves trat ein.

„Sagten Sie etwas, Frau Edwin Barley?"

„Ja. Nehmen Sie das Kind mit sich, bitte, es muß seinen Thee einehmen. Anne, lasse Dir zu essen geben,

wonach Du eben Verlangen fühlst. Nach dem Diner magst Du wieder zu uns kommen."

So gingen wir in ein kleines Zimmer des Erdgeschosses — Fräulein Delves sagte, es sei dies ihr Salon. Sie klingelte und bald darauf erschien die Magd, die bei meiner Ankunft schwatzend unter der Thüre stand.

„Bist Du immer noch bei Deinem Thee, Jemima?"

„Ja, Fräulein Delves."

„Dacht' ich's doch! Es giebt keine Ordnung, sobald ich nicht überall selbst meine Augen habe. Bringe eine Tasse für Fräulein Hereford und etwas Butterbrod."

Beide entfernten sich. Ich meinte, Fräulein Delves wolle jetzt ihr Diner nehmen, denn man legte ein Tischtuch, brachte silbernes Eßbesteck, Salzfaß, Gläser und eine Flasche Wein. Bald kam Jemima und brachte auf einem kleinen Theebrett meinen Thee. Das Wesen des Mädchens war ein höchst ungezwungenes, es setzte sich gemächlich auf den nächst besten Stuhl und begann zu plaudern.

Eine andere Dienerin erschien mit einem Glas Gelée. Man nannte sie Sarah.

„Fräulein Delves sendet dem Fräulein ein wenig Gelée, wenn es gefällig ist. Ich soll auch fragen, ob Sie ein wenig kalten Braten vorziehen?"

„Gebt mir das Gelée, bitte."

„Recht so, Fräulein," sagte Jemima lachend. „Was süß ist, ist gut."

„Kommt Ihr nicht zum Thee, Jemima? Wenn sie kommt und Euch nicht findet, giebt es wieder solch' ein Aufhebens!"

„Laßt mich zufrieden mit dem Thee! Müssen wir ihn eben in der Minute hinabschlingen, in der es ihr gefällig ist?" rief die heißblütige Jemima.

„Hört!" — rief die Andere plötzlich aus — „was, meint Ihr, sah ich vorhin? Der junge King —"

Jemima blickte bedeutungsvoll auf mich und schüttelte den Kopf, dann sank das Gespräch zum Geflüster herab, von dem ich einmal die Worte auffing: „Der schöne George Heneage." In diesem Augenblicke machten nahende Schritte sich vernehmbar und störte die Beiden. Sarah erfaßte den Teller mit Butterbrod, als wollte sie ihn mir eben reichen und Jemima schürte emsig das Feuer im Kamin. Der Tag war allerdings warm gewesen, dennoch bot an einem Herbst-Abende das kleine Feuer einen behaglichen Anblick. Die Schritte entfernten sich wieder.

„Wie albern seid Ihr, Sarah, Einen für nichts und wieder nichts so zu erschrecken!" rief Jemima nun aus.

„Ich dachte, es sei Charlotte Delves. Es schien ihr Schritt zu sein."

„Sie ist jetzt in der Küche und wird sich nicht von der Stelle regen, bevor das Diner aufgetragen ist. Sie ist heute wieder bei Laune!"

„Ist Charlotte Delves die Herrin hier?“ konnte zu fragen ich mich nicht enthalten.

Beide Dienerinnen lachten laut auf. „Sie wäre es gerne, Fräulein, und ist es auch in gar mancher Hinsicht,“ antwortete Jemima. „Als die junge Gebieterin zuerst in's Haus kam —“

„Aber Jemima! Wie leicht kann sie Alles wieder erzählen!“

Jemima sah mich an. „Nein, darnach sieht die kleine Dame nicht aus. Sie werden unser thörichtes Dienstboten-Geschwätz im Salon nicht wiederholen, nicht wahr, Fräulein Hereford?“

„Sicherlich nicht. Mutter warnte mich vor Zwischenträgerei — das stifte blos Unheil.“

„So ist es, Fräulein!“ rief Jemima aus, „Ihre Mutter war gewiß eine feine Dame. War sie nicht Frau Edwin Barley's Schwester?“

Bevor mir noch Zeit zur Antwort geblieben war, erschien Charlotte Delves. Wir hatten sie nicht kommen hören, und ich war damals der wahrscheinlich richtigen Meinung, sie sei auf den Fußspitzen heran geschlichen. Sarah schlüpfte hinaus, Jemima griff hastig nach dem Gelée-Napf.

„Worauf wartest Du noch?“ frug Fräulein Delves strenge.

„Ich kam herein, um nachzusehen, ob das Fräulein etwas wünscht.“

„Wenn Fräulein Hereford etwas bedarf, wird es klingeln."

Jemima entfernte sich. Ich schlürfte meinen Thee, und Fräulein Delves begann verschiedene Fragen über meine Mutter und Heimath an mich zu stellen, bis wir von einem Diener unterbrochen wurden. Er hatte eben den Fisch aus dem Speisesaal weggenommen und setzte die Schüssel jetzt hier auf den Tisch. Fräulein Delves zog ihren Stuhl näher und machte sich an ihr Diner. Bald erfuhr ich, das sei die gewöhnliche Weise, in welcher sie ihr Diner einnehme, — an jenem ersten Abend aber erschien mir diese Manier zu essen höchst drollig. So oft ein Gericht aus dem Speisesaal heraus kam, ward es augenblicklich vor sie hingesetzt und sie verzehrte davon die besten Bissen. Ihre übrigen Mahlzeiten pflegte sie unregelmäßig, je nach Belieben und von Jemima bedient, zu sich zu nehmen. Ich wunderte mich, wer sie wohl sein könne.

Wie es schien, mußte ich lange so sitzen bleiben. Dann führte Jemima mich in ihr Zimmer, um mein Haar zu bürsten. Es hing in langen leichten Locken tief auf meine Schulter hernieder, und Jemima meinte, es wäre das lieblichste dunkle Haar, das ihr je vorgekommen sei.

Nun führte sie mich in den Speisesaal, öffnete leise die Thür und ich trat ein, wie ich glaubte, von Niemand gesehen. Es war ein großes Gemach von dreieckiger Form

und sehr elegant ausgestattet. Selina's großer Flügel stand in der Ecke.

Vor dem Kamin mit einander plaudernd, erblickte ich den Geistlichen und Herrn Edwin Barley. Ein Fremder hätte sie hinsichtlich ihrer Lebensstellung in diesem Augenblicke verwechseln können, denn der Pastor trug noch seine Jagdkleidung, während Herr Edwin Barley in ganz schwarzem Anzuge und weißer Halsbinde erschien. Ein wenig von den Beiden entfernt und in eine Zeitung vertieft, saß Philipp King auf einem Sopha. Seine Züge waren hübsch, aber von übellaunigem, unangenehmem Ausdrucke. Er hielt die Zeitung beinahe dicht vor sein Gesicht und ich bemerkte, daß seine Augen, anstatt auf diese gerichtet zu sein, Frau Edwin Barley's Benehmen beobachteten. Sie saß am Piano, weder spielend noch singend, sondern blos hie und da einzelne Tacte aus Liedern und Klavierpiecen anstimmend, während Herr Heneage hinter ihrem Stuhle stand und zu ihr sprach. Ich ging leise hinter den Stühlen hin bis zu einem niedrigen Schemel am Kamin, auf den ich mich niedersetzte. Der Pastor sah mich und lächelte, Herr Edwin Barley aber, der mir den Rücken zuwandte, hatte mich nicht bemerkt. Auch er schien die Gruppe am Piano zu beobachten, während er im leisen, vertraulichen Tone mit dem Priester plauderte.

„Ich theile Ihre Ansicht keineswegs, Herr Edwin Barley," sagte der Pastor. „Glauben Sie mir, wenn er

sich irgend einem ernsten Berufe hingiebt, wird er sich nur um so wohler und glücklicher fühlen. Und war er zu Ostern nicht selbst daran, sich zum Staatsexamen vorzubereiten?“

„Junger Männer Sinn springt um wie der Wind, besonders wenn das Glück ihnen einen behaglichen Platz im Leben angewiesen hat,“ erwiederte Herr Edwin Barley. „Zur Osterzeit ergriff Philipp diese Idee mit Leidenschaft, wie Sie eben bemerkten, jetzt aber scheint er durch irgend etwas davon abgebracht worden zu sein.“

„Sie als sein Vormund und Curator sollten in ihn dringen, entweder diesen Beruf einzuschlagen, oder etwas anderes zu unternehmen. Für manche Naturen ist ein müßiges Leben geradezu Ruin, und es will mich dünken, Philipp King könne aus sich selbst wenig schöpfen, was fähig wäre, dem Uebel des Nichtsthuns entgegenzuarbeiten. Wie hoch beläuft sich sein Vermögen?“ fuhr Herr Martin nach einer kleinen Pause fort.

„Das Gut bringt jährlich ungefähr achtzehnhundert Pfund ein.“

Was Sie sagen! Ich dachte höchstens zehn oder zwölf.“

„Nein — achtzehn. Sie wissen, Renigald blieb, nachdem er die Erbschaft angetreten, noch lange unmündig.“

„Nun, und brächte das Gut achtundzwanzig ein, so bleibe ich doch dabei: lassen Sie ihn einen Beruf wäh-

len. Geben Sie ihm etwas Rechtschaffenes zu thun, geben Sie seinem Kopf und seinem Herzen eine ernste Beschäftigung, so werden diese beiden auf keine dummen Streiche verfallen. Hören Sie auf mich, Barley, mein Rath ist gut."

„Ganz gut!" erwiederte Herr Barley, aber es lag in seiner Stimme ein Ton, der entweder Mangel an Aufrichtigkeit verrieth, oder die Ansicht, es wäre ebenso nutzlos als undienlich, Philipp King an einen ernsten Beruf zu mahnen. In dieser frühen Epoche meines Lebens pflegten die Menschen mir vorzuwerfen, ich sei zu sehr geneigt, meinen Sympathien und Antipathien nachzugeben und ungerechtfertige Vorurtheile zu fassen; als ich jedoch älter wurde, erkannte ich, daß Gott mich mit der besonderen Gabe beschenkt hatte, die Menschen nach ihren Gesichtszügen und nach dem Tone ihrer Stimme zu beurtheilen.

„Ich habe nicht die Macht, ihm einen Beruf aufzuzwingen," fuhr Herr Edwin Barley fort, „und hätte ich sie, so würde ich keinen Gebrauch von ihr machen. Wollen Sie wissen, weshalb?"

„Nun?"

„Ich glaube, seine Lunge ist nicht gesund. Meiner Meinung nach schwindet er hin, wie es bei seinem Bruder der Fall war."

„An der Abzehrung?" flüsterte der Pastor, und Herr Edwin Barley nickte.

„Wozu soll ich ihn also bestimmen, sich mit Erlernung eines Berufes abzuquälen, zu dessen Ausübung er nie Gelegenheit finden wird?“ fuhr Herr Edwin Barley fort. „Er sieht keineswegs wohl aus, er ist nicht mehr so kräftig, wie z. B. noch zur Osterzeit.“

Herr Martin wandte den Kopf und sah Philipp King's Gesicht forschend an.

„Ich kann nichts Auffallendes an ihm wahrnehmen, Barley, außer, daß er ungewöhnlich übler Laune ist. Ich hoffe, Sie irren.“

„Ich will es selbst hoffen. Gestern sah ich ein ganze Reihe Arzneifläschchen in seinem Zimmer, und als ich frug, was sie da sollten, entgegnete er mir, sie enthielten stärkende Mittel, nämlich Stahlarznei, die der Oxforder Arzt ihm verordnete. Beobachteten Sie ihn je bei seiner Mahlzeit — ich meine, achteten Sie je auf das, was er ißt?“

„Nein.“

„So thun Sie es bei nächster Gelegenheit; er nimmt beinahe nichts zu sich. Reginald's Krankheit fing mit dem Verlust der Eßlust an und seine Aerzte verordneten — Stahlarzeneien. Sie konnten ihn nicht retten.“

Wieder blickte der Pastor sich nach Philipp King um.

„Wie alt war Renigald, als er starb?“

„Dreiundzwanzig. Um drei Jahre älter, als Philipp jetzt ist.“

„Nun, ich hoffe zu Gott, der arme Junge möge

diese momentane Schwäche — was immer auch ihre Veranlassung sein mag — überwinden und wieder zu voller Lebenskraft kommen. Sein Vermögen wäre eine nette Ueberraschung für Jeden, dem es zufiele," fügte der Pastor nach einer Weile hinzu. „Wer beerbt ihn?"

„Ich."

„Sie?"

„Natürlich ich," lautete Herrn Edwin Barley's ruhige Antwort.

Vielleicht wurde noch viel mehr gesprochen, allein ich hörte nichts mehr. Mein Kopf hatte die Wand zu seinem Ruheplatze gewählt und ich ward vom Schlafe überwältigt.

Was mir am nächsten Morgen die größte Freude bereitete, war, wieder in den Besitz meiner kleinen Börse zu kommen. Sie enthielt siebenundzwanzig Schillinge und zu meinem Verdruß hatte die alte Betty sie auf dem Grunde meines Koffers verwahrt, damit Niemand im Waggon sie mir stehlen könne, wie sie sagte.

Jemima war mir beim Ankleiden behülflich, meinen Thee nahm ich in Fräulein Delves' Zimmer. Später suchte ich Frau Edwin Barley im Salon auf. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, so wie ich.

„Gestern Abend ließ ich mich verführen, sie gegen ein leichteres Gewand umzutauschen," sagte sie zu mir. „Das Diner, das Feuer im Kamin — auf welchem Sie bestehen, obwohl meiner Ansicht nach die Witterung nicht

darnach ist — Alles macht, daß ich in diesen schwarzen Kleidern vor Hitze vergehe. Das Feuer wird zu Ehren Philipp King's so groß angefacht, wie Fräulein Delves mir sagte, als ich dieser Tage Einwendungen dagegen machte. Er muß eine sehr eisige Natur sein."

Indem ich mich an das erinnerte, was ich Tags zuvor gehört hatte, fand ich das ganz natürlich. Allein ihre Worte gaben mir Gelegenheit, eine Frage zu stellen, zu welcher meine Neugierde mich schon lange drängte.

„Selina —, wer ist dieses Fräulein Delves? Ist es eine Dienerin oder — Dame?"

„Du wirst besser thun, Anne, sie nicht Dienerin zu nennen, sie würde es Dir nie vergeben," antwortete Selina lachend. „Sie ist eine Verwandte des Herrn Edwin Barley."

„Weshalb hat sie dann ihren Platz nicht an Eurem Tische?"

„Weil es mir nicht beliebt, daß sie mit uns bei Tische sitzt und dinirt," war die stolze, aufgebrachte Antwort, aus der ich schloß, zwischen ihr und Fräulein Delves müsse es unangenehme Auftritte gegeben haben. „Als Edwin Barley's Mutter, die bei ihm lebte, starb, zog Charlotte Delves als Gebieterin in dieses Haus. Das war ganz schön, so lange es noch keine wirkliche Herrin da gab, aber nach Verlauf einiger Jahre kam ich hierher. Sie nahm sich viel heraus — ich sah, wie sie sich mit uns zu Tische setzte und sich im Salon zu meiner Gesell-

schafterin aufwarf. Das gefiel mir nicht, und eines Tages sagte ich es meinem Gemahl in ihrer Gegenwart. Sagte, ich wollte alleinige Gebieterin in meinem Hause sein und ließ sie dann allein — das Weitere ihnen überlassend. Seit diesem Tage nimmt sie das Sprechzimmer vollständig in Beschlag und überwacht den Haushalt, wie sie es vorher gethan hatte. Kurz, Fräulein Delves ist unsere Haushälterin, wogegen ich nichts einzuwenden finde, denn es erspart mir viele Mühe, auch verstehe ich nichts von Wirthschafts-Angelegenheiten. Von Zeit zu Zeit lade ich sie ein, den Thee mit uns zu nehmen, oder in meinem kleinen Ponny-Wagen eine Spazierfahrt zu machen, zu jeder Zeit aber begegnen wir einander mit ausgesuchtester Höflichkeit."

„Aber, wenn Sie Fräulein Delves nicht leiden mögen —"

„Leiden mögen — sie," unterbrach mich Selina. „Mein liebes Kind, wir hassen uns gegenseitig wie Hund und Katze. Es liegt in der menschlichen Natur, meine Liebe, daß mein Einzug in dieses Haus von ihr als ein ihr angethanes Unrecht aufgenommen wurde; ich beraubte sie der hohen Stellung, die sie im Hause einnahm und des Einflusses, den über Barley zu erringen sie verstanden hatte. Sie waren von wahrhaft geschwisterlicher Vertraulichkeit und ich glaubte, er ist das einzige menschliche Wesen auf der Welt, das ihr lieb ist. Seit ich nun meine Ueberlegenheit geltend machte, ist sie selbstverständlich noch

mehr gegen mich aufgebracht und zahlt ihre Schuld an mich, indem sie Herrn Edwin Barley allerlei Klatsch zuträgt."

„Und — wessen Partei nimmt er dann, Selina?"

„Die meinige natürlich — immer!" entgegnete sie, etwas erzwungenen Nachdruck auf das letzte Wort legend. „Aber, Anne, ich und Fräulein Delves führen nie offenen Krieg gegen einander — begreife das wohl. Sollte dergleichen sich je ereignen, dann müßte sie dieses Haus unverzüglich verlassen. Es wäre dies eine bittere Pille, denn sie ist mittellos und müßte eine Stelle als wirkliche Haushälterin oder etwas dergleichen annehmen. Und ich — ich käme um meine Hauptbeschäftigung."

„Was für eine Beschäftigung?"

„Alles mögliche Thörichte zu thun und zu sagen, um ihr eine schlechte Meinung von mir beizubringen. Bei solcher Gelegenheit eilt sie stracks zu Herrn Edwin Barley, um ihm Alles genau zu berichten. Er glaubt ihr — ich weiß, er thut es, und eben dieser Gedanke stachelt mich dazu auf. Nun, kleiner Liebling, was wollen diese hübschen, ehrlichen, braunen Augen sagen?"

„Warum haben Sie ihn geheirathet, Selina?"

„Die Welt sagt, seines Geldes wegen, Anne. Ich sage, weil das Schicksal es so wollte."

„Er hat Sie wohl dazu überredet?"

„Ja wohl. Er beschwatzte mich, drang in mich, quälte mich. Zwei Jahre lang sprach er in mich hinein.

Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte seine tiefe Liebe anderwärts verschenkt! Vielleicht wäre es besser für ihn, hätte er Charlotte Delves geheirathet."

„Wollte er das?"

„Niemals. Ich glaube nicht, daß er je auch nur daran dachte. Die Dienerschaft aber sagt, sie hätte darauf gehofft, doch das Geschwätz von diesen Leuten ist aus der Luft gegriffen. Edwin Barley liebte nur zwei Dinge auf der Welt: mich und das Geld."

„Das Geld."

„Ja, das Geld, Anne. Schöne kleine Gold- und Silberstücke, neue, knisternde Banknoten, altes, gelbes Pergament, das Ländereien und Häuser repräsentirt. Er liebt das Geld beinahe eben so sehr, als mich, und mit der Zeit wird er es noch weit mehr lieben. Wer kommt da?"

Am nächsten Morgen — einem Sonnabende — gingen sie Alle wieder auf die Jagd. Vormittags empfing Frau Edwin Barley einige Besuche, Nachmittags fuhr sie, ohne mich mitzunehmen, in dem Ponny-Wagen mit dem kleinen Groom Tom nach Hallam. Ich war inzwischen überall — bald bei Charlotte Delves, bald bei Jemima; erst las ich ein umher liegendes Buch, ein Feenmärchen — dann klimperte ich das Volkslied „Arme Anna-Liese" auf dem Piano. Als die Dämmerung heran rückte und noch immer Niemand nach Hause kam, schlenderte ich die

Allee hinab, in welcher ich dem Ponny-Wagen bald begegnete. Es saß Niemand darin als Tom.

„Wo ist Frau Edwin Barley?“

„Sie kömmt nach, Fräulein — mit Herrn Heneage. Er langte eben am Parkthore an, als wir herein fuhren.“

So ging ich bis an das Ende der Allee — ohne die beiden zu sehen. Die Thorhüterin sagte mir, sie hätten den links abzweigenden Pfad eingeschlagen, der ebenfalls wenn auch auf Umwegen, nach dem Hause führe. Ich eilte längs dieses Pfades dahin und erreichte bald ein kleines Sommerhäuschen, das an dem Gitter stand, welches den Ziergarten von den Feldern und entfernter liegenden Waldungen trennte. Am Fuße der kleinen Treppe stand meine Tante, in dem schwindenden Tageslichte mit Anstrengung einen Brief lesend. Georg Heneage blickte über ihre Achsel, er trug eine Flinte in der Hand.

„Nun sehen Sie selbst, was Sie darüber sagen,“ bemerkte er, „es klingt ein wenig gebieterisch, nicht wahr?“

„George, Sie müssen Nettleby mit dem nächsten Zuge verlassen,“ erwiderte sie. „Sie sollten auch keine Minute verlieren — der Ponny-Wagen kann Sie zur Bahn bringen. Ah — Du hier, Anne?“

„Ich gäbe etwas darum, zu wissen, was zu Hause vorgeht, und weshalb man mich auf solche Weise heimruft,“ war seine zornig gesprochene Entgegnung. „Sie

könnten mich wohl zufrieden lassen, bis der Monat um ist, für den ich hier geladen war."

Frau Edwin Barley lachte.

„Möglich, daß unser Freund Philipp King Heneage-Grange mit einer Mittheilung beglückt und über Ihre eingebildeten Uebelthaten Bericht erstattet hat."

Sie sprach diese Worte ohne Zweifel ganz leicht hin, ohne selbst an sie zu glauben oder auf den Ton zu achten, in dem sie sie äußerte. In diesem Momente ließ im Sommerhäuschen sich Geräusch vernehmen. Herr Heneage stürzte hinüber noch zu rechter Zeit, um Philipp King bei der entgegengesetzten Thüre forteilen zu sehen.

Herr Heneage verfiel selbstverständlich sogleich auf die Idee, King habe hier „spionirt" und wollte ihm mit einem leidenschaftlichen Ausrufe nacheilen, Frau Barley aber hielt ihn beim Arme fest.

„Sie werden nicht gehen, George! Ihr wäret im Stande, Euch zu morden."

„Ich will ihm seinen Lohn geben — er soll an diese Stunde denken! Bitte, lassen Sie mich los — entschuldigen Sie, Selina!"

Dann, in dem Aufwallen seiner Leidenschaft hatte er ihre Hand ein wenig zu heftig von sich geschleudert und stürzte jetzt durch die entgegengesetzte Thüre fort — die wenigen Stufen hinab — wie rasend dem Walde zu in der Verfolgung Philipp Kings. — Philipp King aber

hatte einen Vorsprung und seine Hände waren unbelastet, während George Heneage seine Flinte zu tragen hatte. Selina erwähnte dieses Umstandes eben in einigen Worten.

„Ich will hoffen, die Flinte ist nicht geladen, denn — wie leicht könnte er bei diesem tollen Lauf gegen einen Baum prallen — die Flinte losgehen und der Schuß ihn unglücklicher Weise treffen! Höre, meine kleine Anne! — Du bist leichtfüßiger als ich — laufe schnell quer über diesen Rasenplatz zu dem kleinen Thürchen, dieses führt zu einem schmalen Fußpfade nach dem Walde, auf dem Du ihnen entgegen kommen mußt. Sage Herrn Heneage in meinem Namen, daß ich ihm befehle, zurückzukommen und Philipp King zufrieden zu lassen. Ich befehle es ihm im Namen seiner Mutter."

Ich hatte nicht Muth es abzuschlagen, und auch keinen rechten Muth zu gehen. Klopfenden Herzens lief ich fort. An dem bezeichneten Pförtchen angelangt, rannte ich auf dem Pfade, der sich in vielfachen Windungen durch den Wald schlängelte, dahin, doch — Niemand war zu erblicken.

Und nun trat ein fataler Umstand ein. Ich hatte mich verirrt, wußte nicht, wie ich aus dem Walde herauskommen sollte, und empfand heftige Angst. Ich setzte mich auf einen alten Baumstamm und begann zu weinen. Wie, wenn ich die ganze Nacht hier bleiben müßte!

Dem war nicht so. Ein leichtes Geräusch ließ mich aufblicken. Und wer stand da, mit dem Rücken gegen einen Baum lehnend, eine Cigarre rauchend, und mich lächelnd ansehend? Niemand anders als Philipp King.

„Worüber so betrübt, Fräulein Anne? Haben Sie auch einen Wolf gesehen?“

„Ich kann nicht aus dem Walde heraus finden, Herr.“

„Oh, dem ist leicht abgeholfen. Wir sind dicht an dem Südende. Ich will Sie hinausführen. Sie müssen —“

Er unterbrach sich, wandte den Kopf und blickte aufmerksam nach der linken Seite. Im selben Augenblicke fiel ein Schuß, etwas schien durch die Luft zu pfeifen und Philipp King zu treffen. Er sprang in die Höhe, um dann mit einem Aufschrei niederzustürzen.

Aus einiger Entfernung folgte so momentan ein Ausruf des Schreckens oder der Warnung, als sei er Eins mit Philipp King's Schrei. Von wem kam er?

Obwohl ich nicht vollkommen verstand, was vorgefallen war und daß Philipp King eine tödtliche Wunde erhalten hatte, stieß auch ich einen Schrei aus und sank in die Kniee; nicht ohnmächtig, aber mit jammervollem, entsetzlichen Angstgefühl, wie vielleicht wenige Kinder es je empfanden.

Das nächste, was mir in die Augen fiel, war Herr Edwin Barley, der — die Flinte in der Hand haltend —

sich uns näherte. Er kam nicht direct, aber sehr nahe von der Stelle, wo der Schuß gefallen war. Ich hatte geglaubt, Georg Heneage sei der Thäter, jetzt aber stieg eine andere Frage in meinem schreckerfüllten Gemüthe auf: „Konnte es Herr Edwin Barley gewesen sein?“

„Was ist geschehen, Philipp?“ frug er, sobald er uns erreicht hatte. „Hat Jemand auf Dich gefeuert?“

„George Heneage,“ lautete die Antwort. „Ich sah ihn — er stand dort.“

Mehr mit einer Bewegung der Augen als durch sonst ein Zeichen deutete Philipp King nach der linken Seite, Herr Edwin Barley blickte sich um und lehnte die Flinte gegen einen Baum. Nichts war zu sehen.

„Bist Du dessen gewiß, Philipp?“

„Ich sage es Ihnen mit meinen sterbenden Lippen. Ich sah ihn.“

Kein Wort mehr. Herr Edwin Barley hob Philipp King's Kopf empor, aber das Gesicht war still geworden und ein geisterhafter Schatten lag über dasselbe gebreitet, so wie ich es an Mutter gleich nach ihrem Tode bemerkt hatte. Herr Barley legte den Kopf sanft zurück und betrachtete ihn. Plötzlich erblickte er mich und, ich glaube, er schrak zusammen.

„Sie hier, kleiner Kobold?“

Das Wort, so häßlich es ist, wurde zwar mit unverstellter Ueberraschung, doch ohne Unfreundlichkeit gesprochen. Ich weinte und bebte und war viel zu sehr erschüttert,

um eine Antwort geben zu können. Herr Barley stellte sich vor Philipp King, so daß ich diesen nicht mehr sehen konnte.

„Was thaten Sie hier im Walde?“

„Ich kam vom Wege ab und konnte nicht herausfinden, Herr!“ — schluchzte ich, zitternd, er könne weiter in mich dringen. „Dieser Herr sah mich und wollte mich herausführen — da fiel der Schuß.“

„War King lange hier gewesen?“

„Das weiß ich nicht. Ich weinte, ohne mich umzublicken. Erst vor wenigen Augenblicken bemerkte ich ihn hier stehen.“

„Haben Sie Herrn Heneage losdrücken sehen?“

„O nein, Herr, ich habe Herrn Heneage gar nicht gesehen.“

Er ergriff mich bei der Hand, ging einige Schritte mit mir und zeigte mir einen Pfad, der etwas breiter war als die übrigen.

„Gehen Sie hier geradefort, bis Sie zu einem Kreuzwege kommen, der nach rechts und links abbiegt; er ist nicht weit von hier. Eilen Sie dann links weiter, so werden Sie bald, gerade dem Hause gegenüber, aus dem Walde herauskommen. Verstehen Sie mich Kleine?“

„Ja, Herr,“ antwortete ich, obwohl ich in Wahrheit viel zu sehr außer mir war, um ihn deutlich zu verstehen und nur Verlangen trug von ihm fortzukommen. Ange-

nommen, er schießt mich todt! klang es in meinem thörichten Gehirn.

„So eilen Sie so schnell als möglich nach Hause," fuhr er fort, „und suchen Sie Charlotte Delves auf. Sagen Sie ihr, was vorfiel, daß Philipp King erschossen ist und sie sogleich Hülfe senden muß, damit wir ihn in's Haus schaffen können. Sie muß auch gleichzeitig nach dem Arzt und nach der Polizei senden. Werden Sie das Alles behalten?"

„O ja, Herr! Ist er schwer verletzt?"

„Er ist todt, Kind. Nun seien Sie aber so schnell, als Sie können. Sagen Sie Ihrer Tante nichts von dem Geschehenen, es würde sie zu sehr erschrecken."

Ich rannte dahin, und kam bald zu dem Kreuzweg. Doch hier beging ich einen Irrthum und lief schnell rechts weiter, anstatt links; da stieß ich plötzlich auf Herrn Heneage. Er stand ganz regungslos auf seine Flinte gestützt und den Finger an die Lippen pressend, um mir Schweigen oder Vorsicht anzuempfehlen. Sein aschfahles Antlitz hatte einen Ausdruck, den ich vorher nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Wessen Stimme war das, die eben mit Ihnen sprach?" frug er flüsternd.

„Herrn Edwin Barley's. O Herr, halten Sie mich nicht zurück — Herr King ist todt!"

„Todt! King — todt?"

„Ja, Herr. — Herr Edwin Barley sagte so, und ich

eile eben nach dem Hause, um Fräulein Delves zu sagen, daß nach der Polizei gesandt wird. Herr Heneage — haben Sie das gethan?“

„Ich! Einfältiges Kind!“ — erwiderte er in vorwurfsvollem Tone. „Wie, um Gottes Willen, kommen Sie auf einen solchen Gedanken. Ich suchte Philipp King und wartete hier in der Voraussetzung, er müsse vorbeikommen. Nun — gehen Sie, mein Kind, und zittern Sie nicht so sehr. Wenden Sie sich nach jener Seite; jetzt entfernen Sie sich von dem Hause — dorthin!“

Mit vermehrter Furcht nahm ich den Weg wieder zurück. Auf eine so erregbare, zaghafte und phantasiereiche Natur, wie die meinige war, waren diese Ereignisse von furchtbarer Wirkung. Das Haus erreichte ich noch, doch blos um Jemima, die eben in der Halle stand, in einem hysterischen Anfalle in die Arme zu stürzen. Ich brach in krampfhaftes, nervöses Schluchzen aus und klammerte mich krampfhaft an das Mädchen an, als wollte ich sie nie mehr loslassen.

Wahrlich ein guter Bote zur Zeit der Noth!

Drittes Capitel.

Im Nebel.

Hülfe war inzwischen von anderer Seite gekommen. Eine Truppe Tagelöhner, die von der Arbeit nach Hause zurückkehrte, schlug zufällig den Weg durch den Wald ein und stieß auf Herrn Edwin Barley und den Leichnam. —

Einer von ihnen, ein junger Mensch Namens Duff, war beinahe gleichzeitig mit mir im Hause angelangt. Er kam in die Halle als ich Jemima noch fest umklammert hielt, und nichts war geeigneter, meinen Zustand schneller zu beschwichtigen als diese Erscheinung. Duff entledigte sich seiner Botschaft, der junge Erbe sei im Walde erschossen worden, „todtgeschossen."

„Der junge Erbe!" schrie Jemima auf. Sie wußte sogleich, wer damit gemeint sei; denn Philipp King war seit seines Bruders Tod meist mit diesem Namen bezeichnet worden. Während Duff noch so sprach, kam Charlotte

Delves hinzu, er nahm ehrerbietig seinen Filzhut vor ihr ab und gab die von ihr geforderte Erklärung.

Sie wurde leichenblaß — so bleich wie George Heneage es im Walde gewesen war, und sank auf einen Stuhl. Duff hatte George Heneage's Namen nicht erwähnt, bloß den des Herrn Edwin Barley. Glaubte sie vielleicht, dieser Letztere habe den verhängnißvollen Schuß gethan?

„Es muß durch einen unseligen Zufall geschehen sein, Duff — die Männer sind so unvorsichtig mit ihren Flinten."

„Nein, Fräulein, es war Mord! Wenigstens sagt man es."

„Er kann nicht todt sein!"

„Mausetodt!" bestätigte Duff in entschiedenem Tone. „Ich muß mich darauf verstehen; denn ich habe in meinem Leben schon genug Leichen unter den Händen gehabt. — Ich bin der Sohn des Todtengräbers. — Aber — hören Sie, Fräulein, man bringt ihn!"

In diesem Augenblicke vernahm man näherkommende Fußtritte — Fußtritte von Männern, die eine schwere Last trugen. Es kam näher und näher und Philipp King oder das, was von ihm übrig geblieben war, wurde auf den großen Tisch der Halle gelegt. Diese war nämlich, wie es in Landhäusern oft der Fall ist, ganz so möblirt, wie ein einfaches Wohnzimmer. Duff hatte vorbereitend den Tisch dicht zum Fenster gerückt, zwischen die Mauer und die

Eingangsthüre, wodurch ich mich in einer Ecke der Halle eingeschlossen sah. Ich hockte mich auf die Binsenmatte und getraute nicht, mich zu regen.

„Zünden Sie die Lampe an!“ sagte Herr Edwin Barley.

Die Neuigkeit hatte sich schon verbreitet, die Dienerschaft strömte herein, und einige von den Frauensleuten schrieen entsetzt auf. Nun entstand ein unbeschreiblicher Auftritt voll Verwirrung, Geschrei und Unruhe. Herr Edwin Barley wandte sich erzürnt um.

„Hinaus mit Euch allen!“ rief er rauh. „Was ficht Euch an, solch einen Lärmen zu erheben? Ihr möget in der Nähe bleiben, vielleicht, daß man Eurer bedarf“ — fügte er, zu den fremden Tagelöhnern gewandt, hinzu.

Diese entfernten sich nun durch die große Hallenthür, die Dienerschaft aber in entgegengesetzter Richtung, denn Herr Edwin Barley duldete kein Zaudern in Ausführung seiner Befehle. Fräulein Delves war zurückgeblieben und trat nun näher.

„Wie geschah es?“ frug sie mit leiser Stimme, die kaum mehr wie ihre eigene klang.

„Holen Sie ein wenig Branntwein und einen Theelöffel herbei,“ war Herrn Edwin Barley's Antwort. „Ich glaube zwar, er ist todt, allein dessen ungeachtet müssen wir Belebungsversuche anstellen. Schnell, bringen Sie mir ein Weinglas.“

Sie eilte in den Speisesaal und im selben Momente

kam Frau Barley leichten Schrittes die Treppe herab. Sie war schon zum Diner gekleidet, in schwarzem, mit Crepe geputztem Seidenkleide, aber noch ohne jegliches Geschmeide, und die langen hellen Locken fielen ungeordnet auf den entblößten Nacken. Es schien, als habe das Getöse im Erdgeschosse sie in ihrer Toilette unterbrochen.

„Was bedeutet all diese Unruhe?“ begann sie, über die Halle hingleitend, und jetzt erst ward Herr Edwin Barley ihrer Anwesenheit gewahr. Vielleicht hätte er sie zurückgehalten, doch blieb ihm keine Zeit dazu, denn schon beugte sie sich über den Tisch. Sie that dies, wie sie später erzählte, im Glauben, es liege ein Stück erlegtes Wild da, und der Schlag muß für sie ein entsetzlicher gewesen sein.

„Philipp King!“ schrie sie entsetzt auf. „Was geht vor? Was ist ihm zugestoßen?“

„Siehst Du es nicht?“ frug Herr Edwin Barley, immer beschäftigt, die armen eisigen Hände wärmen zu wollen. „Er erhielt einen Schuß in die Brust — man lauerte ihm im Walde auf und schoß ihn nieder wie einen Hund.“

Ein Schrei des Schreckens — der Angst quoll aus ihrem Munde. Sie begann heftig zu zittern.

„Wie geschah es, Edwin? Wer hat das gethan?“

„Du.“

„Ich!“ erscholl es von ihren bleichen Lippen. „Bist Du wahnsinnig, Edwin Barley?“

„Selina, dieser Mord ist so sicher die Folge Deiner Handlungen, als hättest Du selbst den Finger an den Hahn der tödtenden Flinte gelegt. Hoffentlich bist Du jetzt zufrieden.“

„Wie kannst Du so grausam sein?“ frug sie nun, während der mühsam sich bahnbrechende Athem ihren Busen stürmisch hob.

Er hatte leise zu ihr gesprochen, kein Groll lag in seiner Stimme, die jetzt eine trauervolle Färbung annahm.

„Ich dachte schon lange, daß Böses daraus entstehen würde — seit zwei Tagen war ich dessen gewiß — doch nie ahnte ich so Schreckliches, wie jetzt eingetroffen ist! Du hast jenen Menschen zu heftig gegen diesen wehrlosen Jüngling aufgestachelt, gegen meinen Mündel und Verwandten, aber wie konnte ich denken, daß er bis zum Mord schreiten würde. Philipp King's Tage waren ohne dies gezählt, Selina — er war im Begriffe, seinem Bruder Reginald im Sturmschritte zu folgen.“

Charlotte Delves kam mit einem Theelöffel und etwas Branntwein in einem Trinkglase. Wie meistens in einem dringenden Falle war auch hier eine unvermuthete Verzögerung entstanden. Das Spirituosen-Behältniß war nicht an seinem gewohnten Platze und Charlotte Delves fand dasselbe erst nach längerem Suchen.

Herr Edwin Barley schöpfte einen Theelöffel voll

Branntwein aus dem Glase — seine Frau wandte sich ab.

„Geschah es zufällig, oder — oder mit Vorbedacht?" frug Charlotte Delves, das Glas noch immer in der Hand haltend, Herrn Barley.

„Es war vorbedachter Mord."

„Duff sagte so. Aber — wer ist der Mörder?"

„Es ist vergebens, Charlotte," war Herrn Barley's einzige Antwort, als er den Theelöffel zurückgab. „Er ist wirklich todt."

Hastige Schritte ertönten nun in der Allee, näherten sich dem Hause, kamen die Thürstufe herauf. Sie erwiesen sich als jene des Herrn Lowe, des Wundarztes von Hallam.

„Ich war eben auf meinem Wege zu Smith's, um mein Diner mit ihnen zu nehmen, als ich Ihrem Diener begegnete, Herr Edwin Barley," rief er beim Eintreten mit lauter Stimme. „Er sagte mir, Herrn Philipp King sei ein kleiner Unfall zugestoßen."

„Hm, ein kleiner Unfall?" — sagte Herr Edwin Barley. „Hier liegt er."

Mehrere Minuten lang herrschte athemlose Stille. — Herr Lowe beugte sich über den Tisch.

„Ich versuchte eben, ihm etwas Branntwein einzuflößen, als Sie kamen."

„Er wird nichts mehr zu sich nehmen — weder

Branntwein noch sonst etwas," lautete Herrn Lowe's Antwort, „er ist todt!"

„Ich befürchtete es, d. h. war meiner Sache so sicher, als ein Laie es nur sein kann. Ich glaube, er starb schon im Walde — gleich nachdem der Schuß ihn traf."

„Wie geschah es?" frug der Wundarzt. „Die jungen Männer sind auch gar zu unvorsichtig!"

„Ich werde Ihnen Alles sagen, was ich weiß," erwiederte Herr Barley. „Wir jagten — er, ich und Heneage mit zwei Förstern. Er und Heneage standen nicht auf gutem Fuße mit einander, sie waren gegenseitig so erbittert als nur möglich und heute den ganzen Tag über böse und aufgebracht gegen einander über alle Maßen. Auf dem Heimwege verlor Heneage sich von uns — ob um vorauszueilen oder zurückzubleiben, wüßte ich wahrlich nicht zu sagen. Bald darauf begegnete uns Herr Smith, wie er Ihnen bestätigen wird, da Sie ohnedieß zu ihm gehen. Er hielt mich an, um über Angelegenheiten unserer Gemeinde zu sprechen, und Philipp King, der sich um derlei Dinge nicht bekümmert, sagte nunmehr, er wolle vorausgehen, während Smith und ich uns vor dem Bierhause auf ein Bänkchen niedersetzten und eine Kanne Ciderwein forderten. Dort mögen wir wohl eine halbe Stunde gesessen haben. Dann aber eilte ich — um kürzer zu gehen, quer durch den Wald nach Hause."

„Philipp King war vorausgegangen, sagten Sie doch?“ fiel der Wundarzt hier ein.

„Ja. Ich war nahe dem Waldessaume, als ich Geräusch in meiner Nähe vernahm und gleich darauf ein Schuß fiel. Ein entsetzlicher Schrei — der Schrei eines Mannes, Lowe — tönte an mein Ohr. Ich bahnte mir einen Weg durch das Dickicht und erblickte Philipp King. Er war bei dem Schuß krampfhaft emporgesprungen und dann niedergestürzt. Ich eilte hinzu und frug ihn, wer der Thäter sei. „George Heneage,“ war seine Antwort. Er hatte gesehen, wie dieser seine Flinte erhob, zielte und losdrückte.“

Zitternd, wie ich da auf der Binsenmatte hockte, fühlte ich mich doch angetrieben, ihn zu unterbrechen und zu sagen, daß er über die Wahrheit hinausginge. Plilipp King hatte blos gesagt, er habe George Heneage hinter den Bäumen gesehen. Allein die Furcht überwältigte mich und ich schwieg. Wie konnte ich es wagen, Herrn Edwin Barley zu widersprechen?

„Es muß durch Zufall geschehen sein,“ meinte Herr Lowe, „Heneage hatte wahrscheinlich nach einem Vogel gezielt.“

„Es war ohne allen Zweifel vorbedachter Mord!“ entgegnete Herr Barley. „Mein Mündel bestätigte dies mit sterbenden Lippen — seine eigenen Worte sagten es. Auch ich äußerte Zweifel, wie Sie es jetzt thun. „„Es war George Heneage,““ sagte er da, „„ ich sage es Ihnen

mit meinen sterbenden Lippen."" Oh, dieser Mensch — dieser Schurke!" fügte Herr Barley nachdrucksvoll hinzu. „Einen Tag früher oder später hätte ich ihm die Thüre gewiesen — ich wartete bloß auf einen geeigneten Vorwand."

„Wenn er ein so schlechter Charakter ist, weshalb hatten Sie ihn in Ihrem Hause?" frug der Arzt.

„Weil mir sein Charakter erst kürzlich klar geworden. Dieser arme Junge hier," fügte er auf den Todten weisend hinzu, „war der Erste, der mir die Schuppen von den Augen löste. Besser wäre es, der Andere läge hier an seiner Stelle!"

Hysterisches Schluchzen ließ sich von der Treppe her vernehmen — es kam von Frau Barley. Wie es sich jetzt zeigte, war sie die ganze Zeit über auf der untersten Stufe der Treppe gewesen, das Antlitz im Schooße verborgen und dem Gespräche lauschend. Herr Barley sagte zu Herrn Lowe, sie sei eben durch den Anblick von Philipp Kings Leichnam erschreckt worden — es klang wie eine Entschuldigung.

Herr Lowe wollte Selina bereden, sich von diesem Orte zu entfernen, aber sie ließ sich nicht dazu bewegen, sondern blieb in derselben Stellung sitzen, wobei sie sich aber nach und nach beruhigte. Der Arzt goß aus einer Phiole einen Löffel Flüssigkeit in ein mit kaltem Wasser gefülltes Glas und bewog sie, diese Mischung zu trinken.

Darauf ging Herr Lowe; kaum aber hatte er uns verlassen, so stürzte Herr Martin in die Halle.

„Was für ein Gerücht höre ich eben?“ rief er voll Anfregung. „Man sagt, Philipp King sei gestorben.“

„Man hätte sagen sollen ermordet!“ erwiderte Herr Barley. „Heneage erschoß ihn im Walde.“

„Heneage!“

„Heneage. Er zielte, — feuerte — er tödtete ihn. Nie gab es einen klareren Fall von vorbedachtem Mord.“

Der Ton, in dem Herr Barley dies sprach, zeigte, daß er von tiefer Leidenschaft angespornt war.

„Der arme Mensch!“ sagte der Pastor, sich über den Leichnam beugend und dessen Wange leicht berührend, „ich bemerkte schon seit einigen Tagen, daß sie einander nicht freundlich gesinnt sind. Was kann nur Zwietracht zwischen ihnen geschaffen haben?“

„Das wird Heneage bei seiner Vertheidigung am besten erklären können,“ sagte Herr Barley grimmig.

„Erst vor Kurzem noch grübelten wir über den Gesundheitszustand Philipps und über die Wahl eines Berufes für ihn — wir hätten uns die Mühe sparen können. Der arme Junge. Ich frug Sie noch, wer sein Erbe sei, ohne zu ahnen, wie bald Ihnen diese Erbschaft zufallen würde.“

Herr Edwin Barley antwortete nicht.

„Aber — gütiger Himmel! — ist das Frau Barley,

die hier sitzt?“ — frug er leise, als sein Blick auf die Treppe fiel.

„Sie ist nicht von der Stelle zu bringen. Frauen werden von derlei Dingen zu sehr erschüttert. Lassen Sie sie, Herr Martin — es ist wohl am besten, sie sich selbst zu überlassen.“

„Bei meinem Worte, das ist ein plötzlicher und herber Schlag,“ fuhr der Pastor, wieder von dem Todten sprechend, fort. „Aber Sie müssen im Irrthum sein, wenn Sie es Mord nennen.“

„Ich irre nicht, es war vorbedachter Mord. Ich bin dessen so gewiß, als wäre ich Augenzeuge gewesen,“ entgegnete Herr Barley hartnäckig. „Und ich werde George Heneage verfolgen bis zu seinem Tode.“

„Ist er in Gewahrsam? Wenn wirklich Mord vorliegt, so muß er der Strafe verfallen. Wo ist er?“

Herr Barley stieß einen Fluch aus. — Thatsächlich hatte er bisher — möge sich dies erklären, wer kann — keinen Augenblick daran gedacht, Heneage festzunehmen.

„Ich war wahnsinnig!“ rief er aus, „rein toll! Ich habe ihm Zeit zur Flucht gelassen!“

„Er kann noch nicht weit gekommen sein.“

„Bleiben Sie hier, Martin — wollen Sie es? Ich will die Arbeitsleute zu seiner Verfolgung aussenden; wahrscheinlich verbirgt er sich im Walde, bis die Nacht dunkler geworden ist.“

Herr Edwin Barley entfernte sich schnell und der

Pastor beugte sich abermals über den Todten. Ich hatte mein Gesicht ihm zugewandt und bemerkte daher blos ganz undeutlich einen Schatten, der Herrn Edwin Barley nachschlich. Sobald er fort war, er, der mir eine unerklärliche Abneigung und Furcht einjagte, erschien für mich der Augenblick, mein Versteck zu verlassen. Herr Edwin Barley flößte mir mehr Scheu ein, als Philipp King's Leichnam.

Aber noch war die nervöse Angst in mir, und als ich mich hervorschlich, schrie ich unwillkürlich auf. Der Pastor sah sich um.

„Ich irre nicht, das ist das kleine Fräulein Hereford!" sprach er, meine Hand fassend, sehr freundlich. „Was brachte Sie hierher, meine Liebe?"

Unter neuen Thränen erklärte ich, daß man mich durch Verrücken des Tisches in die Ecke gezwängt hatte, und es mir an Muth fehlte, hervorzuschlüpfen.

„Bitte, Herr —. sagen Sie nichts davon! Herr Edwin Barley konnte mir zürnen! Sagen Sie ihm ja nicht, daß ich da war."

„Er kann über die sehr natürliche Angst solch' eines kleinen Mädchens unmöglich zürnen," erwiderte Herr Martin, mein Haar streichend. „Jedoch werde ich ihm nichts sagen. Wollen Sie zu Ihrer Tante gehen — zu Frau Edwin Barley?"

„Ja, gewiß, Herr!"

„Aber wo ist sie?“ fuhr er fort, indem er mich zum Fuße der Treppe begleitete.

„Das möchte ich ebenfalls gerne wissen,“ fiel hier Charlotte Delves ein, die unter der Thür des Speisesaales stand. „Noch vor wenigen Augenblicken saß sie hier. Ich war einen Moment ins Zimmer zurück getreten, und als ich wieder herauskam, war sie verschwunden.“

„Sie wird in ihr Zimmer hinaufgegangen sein, Fräulein Delves.“

„Ich vermuthe es, Herr Martin,“ war Fräulein Delves Antwort. Mir aber kam der Gedanke, jener Schatten, der Herrn Edwin Barley nachgeschlichen war, müsse Selina gewesen sein.

So war es denn auch. Man suchte sie oben, ohne sie zu finden — man suchte sie im ganzen Hause — vergebens. Wohin war sie gegangen? Welche Absicht hatte sie hinaus geführt? Einer jener frostigen, rauhen Nebel, wie sie den Herbstmonaten eigen sind, war eingefallen, die Luft war feucht wie fliegender Regen und Selina war ohne Ueberkleidung — ohne Hut — überdies hatte ihr schwarzes Seidenkleid ein ausgeschnittenes Leibchen und kurze Aermel. Hatte sie ihren Gemahl begleitet, um den Wald nach George Heneage zu durchforschen?

Da öffnete sich die schwere Thüre von dunklem Eichenholz, welche den Eingang zu den Räumlichkeiten für das Gesinde bildete, und Jemima streckte den Kopf heraus. Ich eilte auf sie zu und hielt sie fest.

„O, Jemima, laßt mich bei Euch bleiben!“

„Horch,“ flüsterte sie, den Arm um mich legend, „Pferdegetrapp nähert sich dem Hause.“

Es waren zwei berittene Polizisten. Sie übergaben ihre Pferde der Obhut eines Dieners und traten in die Halle, auf deren Dielen ihre Säbel schwer aufklirrten.

„Ich mag sie nicht sehen,“ flüsterte Jemima, „lassen Sie uns gehen.“

Sie führte mich nach der Küche, wo wir Sarah, Mary und die Köchin trafen, letztere war eine große, wohlbeleibte Person mit rosigen Backen und schwarzen Augen. Sie wandte ihr Hauptaugenmerk offenbar nur dem Diner zu.

„Seht einmal hierher,“ sprach sie Jemima an, indem sie die Deckel der Töpfe lüftete, „Alles verdirbt! Wie soll ich wissen, ob das Essen in einer oder gar er in zwei Stunden aufgetragen werden soll?“.

„Wahrscheinlich gar nicht,“ antwortete Jemima, „der Anblick in der Halle hat ihnen für heute wohl alle Eßlust geraubt, sollte man denken. Eben ist die Polizei gekommen.“

„Ja, gewiß, es ist eine schlimme Sache,“ sagte die Köchin. „Und als ich hinüber ging, ihn anzusehen, vergaß ich selbst alles Uebrige — zu meinem Unglück! Denn ich vergaß auch, daß meine Fische am Feuer geblieben waren, und als ich zurück kam, fand ich sie ganz und gar verbrannt. Nun blieb mir keine Wahl, als sie

auszulösen und eine Weinbrühe darüber zu gießen. Wer kommt da?"

Es war Fräulein Delves, und an sie wandte die Köchin sich jetzt wegen des Diners.

„Es wird ungenießbar, Fräulein, wenn es noch länger stehen muß," rief sie. „Ein Theil der Gerichte ist eiskalt — der andere zu Kohle verbrannt."

„Dagegen läßt sich nichts thun, Ihr müßt Euch heute helfen, so gut Ihr könnt," lautete Fräulein Delves Antwort. „Was sich ereignete, ist allerdings furchtbar, aber ich denke, das Diner für Herrn und Frau Edwin Barley muß dessen ungeachtet aufgetragen werden."

„Fräulein Delves, ist das wahr, was ich hörte — hat wirklich Herr George Heneage es gethan?" frug Sarah.

„Wie wäre es Sarah, wenn Ihr Euch um Euere eigenen Angelegenheiten bekümmern würdet, und die, so Euch nicht betreffen, Anderen überließet?" klang Fräulein Delves Zurechtweisung.

Sie verließ die Küche. Jemima machte eine geringschätzende Geberde hinter ihnen her.

„Sie wird jedenfalls ein Wort gegen Herrn Heneage einwerfen, das weiß ich, denn sie mochte ihn nie leiden. Ich aber bin fest überzeugt, daß er es nicht gethan hat — es sei denn, seine Flinte wäre zufällig losgegangen."

Wir blieben so eine volle Stunde in der Küche sitzen, ohne gestört zu werden und die Köchin gerieth in wahre

Verzweiflung über ihr unbeachtetes Diner. Die Diener des Hauses waren alle fortgeschickt worden, der eine da-, der andere dorthin. Uns setzte die Köchin Kaffee und Butterbrod vor, obwohl keiner fähig war, viel zu genießen. Ich dachte, meine Tante müsse inzwischen zurückgekommen sein und forderte Jemima auf, mich zu ihr zu bringen. Als wir durch die Halle schritten, sahen wir darin einen Polizisten, durch die offen gebliebene Thüre des Speisesaales aber erblickten wir Herrn Martin und Fräulein Delves am Tische sitzen. Frau Edwin Barley war noch immer nicht zum Vorschein gekommen, wir wanderten folglich wieder nach der Küche zurück. Von der entsetzlichsten Angst befallen, sie sei fortgegangen, um nie wieder zu kommen und mich der Gesellschaft des Herrn Edwin Barley zu überlassen, brach ich neuerdings in Thränen aus.

„Kommen Sie, mein Kind, setzen Sie sich hierher," sagte die Köchin, einen niedrigen Stuhl an's Feuer ziehend, in mütterlichem Tone zu mir. „Diese Geschichte ist ganz geeignet, das arme fremde Ding zu schrecken! Daß das eben auch jetzt geschehen mußte, wo dieses Kind im Hause ist!"

„Ich möchte nun selbst schon wissen, wo unsere Herrin bleibt!" sagte Jemima mit leiser Stimme zu ihr, als ich mich auf den Stuhl niederkauerte und den Kopf gegen die Wand lehnte.

Im selben Momente klingelte Fräulein Delves. Die

Diener kannten ihren Klingelzug — es war eben nur ein Riß. Jemima leistete dem Rufe Folge. Man hatte ein wenig heißes Wasser verlangt, welches sie nun hinauftrug. Jemand sollte einen schwachen Grog nehmen, berichtete sie, vielleicht Herr Martin. — Näheres wußte sie nicht. Der Herr des Hauses war in der Halle gewesen und bei ihm Herr Barley von den „Eichen".

„Wer ist Herr Barley „von den Eichen", Jemima?" frug ich.

„Unseres Herrn älterer Bruder, Fräulein. Seine drei Meilen entfernt gelegene Besitzung heißt „die Eichen." Es ist ein reizender Ort, tausendmal schöner als dieser hier. Nach dem Tode des alten Herrn gelangte Herr Barley in den Besitz der „Eichen" und Herr Edwin in den dieses Hauses."

Wieder folgte eine halbe Stunde tiefen Schweigens. Ich saß mit geschlossenen Angen ganz stille und hörte sie sagen, ich schliefe. Endlich kam der junge Arbeiter Duff zurück.

„Nun," sagte er, „das war eine nutzlose Jagd. Jetzt möchte ich aber gerne wissen, ob man meiner noch ferner bedarf."

„Wo seid Ihr gewesen?" frug ihn Jemima.

„Wir haben den Wald durchstreift — unser sieben und zwei Mann berittene Polizei sprengen auf den Landstraßen dahin. Wir konnten ihn nicht finden."

„Duff, Herr Heneage ist so wenig der Mörder, als Ihr es seid."

„Ihr wißt es eben nicht besser!" war Duff's Antwort. „Unser Herr sagt, daß er es war."

„Wollt Ihr eine Tasse Kaffee, Duff?" frug die Köchin.

„Gerne," erwiederte Duff, „ich werde Euch dafür dankbar sein."

Als sie die Tasse vor ihn hinstellte, beugte er sich vor, um in leisem Flüstertone zu sagen:

„Wer, glaubt Ihr wohl, war auch draußen im Walde und jagte in ihm umher — einen Pfad nach dem andern dahin rennend — wie nur Einer von uns?"

„Nun — wer?" frugen die Dienstleute in athemloser Spannung.

„Die junge Frau! Sie hatte nichts an, als die dünnen Kleider, in denen sie hier im Hause umhergeht. Ihr Haar war lose — Hals und Arme nackt — so lief sie durch den Wald wie von Sinnen!"

„Bst!" machte die Köchin, „Eure Augen müssen Euch geblendet haben. Was sollte unsere Gebieterin bei Nacht und Nebel im Walde zu suchen haben?"

„Ich sage Euch, ich sehe sie noch vor mir — ich werde den Anblick nicht so bald vergessen. Möglich, daß auch sie Herrn Heneage suchte. Jedenfalls war sie draußen — halb nackt, als wäre sie in der Hast hinausgelaufen, ohne etwas überzuwerfen. Und es soll mich Wunder nehmen,

wenn sie sich nicht erkältet hat," fügte der Bursche hinzu, „der Nebel ist so dicht wie eine Erbsensuppe und durchnäßt Einen schlimmer als der Regen. Sie kann sich den Tod daran holen!"

Duffs Bericht erwies sich später als getreu.

Jemima wurde durch die Klingel wieder hinauf berufen. Sie kam zurück, faßte mich, ohne ein Wort zu sagen, bei der Hand und brachte mich in den Salon. Hier stand Frau Edwin Barley, die eben in's Haus zurückgekehrt war; sie zitterte vor Kälte und Feuchtigkeit, ihr Haar triefte vor Nässe. Als sie Herrn Edwin Barley hatte die Halle verlassen sehen, um George Heneage nachzueilen, fühlte sie sich unwiderstehlich angetrieben, ihm zu folgen, um im Nothfalle zwischen die Beiden zu treten, falls sie sich begegnen sollten. Wenigstens zum Theil in dieser Absicht, zum Theile wohl auch, um George Heneage selbst zu sprechen und ihm zur Flucht zu rathen. Diese Erklärung gab sie mir ganz freimüthig.

„Ich konnte ihn nicht finden," sagte sie, vor den Kamin hinknieend und ihre erstarrten Arme gegen das wärmende Feuer ausstreckend. „Ich hoffe und glaube, er ist entflohen. Es ist genug für mich, das Leben eines Menschen auf dem Gewissen zu haben — nicht auch noch das eines Zweiten!"

„O Tante Selina! Sie haben doch Philipp King nicht das Leben genommen!"

„Nein, das nicht — und ich bin keines absichtlichen

Unrechtes schuldig. Aber ich hetzte sie gegen einander in thörichter Eitelkeit und tollem Uebermuth!“

Von was immer für einem Standpunkte aus ich jetzt diese Sache betrachte — ob mit den Kindesaugen von dazumal, ob mit dem geschärften Blick meiner jetzigen Erfahrungen — immer fällt mein strenger Tadel auf Selina.

Sie war ein verzärteltes Kind. Zur Welt gekommen, als ihre ältere Schwester Ursula schon erwachsen war, hatte man diesem „Nesthechchen“ in Keppe-Carew in allen Dingen seinen Willen gelassen, so daß Selina in dem Glauben aufwuchs, die ganze Welt sei blos zu ihren Diensten geschaffen. Von gefährlicher Anziehungskraft, dabei gefallsüchtig bis zum Uebermaß, hatte sie Philipp King's knabenhafte Liebe wahrscheinlich im Anfange ermuntert, um sie später zur Zielscheibe ihrer Vorwürfe und ihres Witzes zu machen. Bei seinem früheren Besuche beehrte sie den Jüngling mit ihrem freundlichsten, holdseligsten Lächeln — jetzt mit ihrem beißendsten Spotte.

„Was Dir Vergnügen macht, bringt mir den Tod,“ sagte die Fliege zur Spinne. Vielleicht würde der Spott, wäre er von ihrer Seite allein gekommen, keinen so giftigen Stachel zurück gelassen haben, allein Selina hatte auch George Heneage aufgemuntert, Philipp King zu höhnen und dieser war nicht der Mensch, sich Derartiges von George Heneage gefallen zu lassen. Sein schlechter Ge-

sundheitszustand ließ ihn zu Zeiten schwach und feige erscheinen — er war eben körperlich nicht stark genug, sich Recht zu verschaffen und Herrn Heneage mit gleicher Münze zu bezahlen. Selina's Neigung zu George Heneage war zweifellos groß, aber es war keine ungehörige Neigung, obgleich die Welt — die kleine Welt in Edwin Barley's Haus — Gefallen daran fand, es zu glauben. Sie hatte George Heneage's Hand vor ihrer Verheirathung mit Herrn Edwin Barley ausgeschlagen und ihn seines Antrages wegen sogar verlacht. Sie würde nur einen reichen Mann nehmen, sagte sie ihm damals, oder keinen. Herr Edwin Barley selbst hatte Heneage in sein Haus zu Gast gebeten und — unglücklicher Weise — auch Philipp King. Seine Frau, in ihrer Thorheit — ich hätte beinahe geschrieben: Gottlosigkeit — trieb nun mit Beiden ihr Spiel und hetzte Einen wider den Anderen auf. Als sie einander zum ersten Male begegneten, empfand Philipp King Verdruß über eine Bemerkung des Herrn Heneage — und Selina, die dem Einen geneigt und dem Andern abgeneigt war, begann diesen Widerwillen zu benutzen. Wenige Tage später konnte Philipp King seine guten Manieren so weit vergessen, um zu Selina zu sagen: Sie hängen zu sehr an diesem Stutzer Heneage! Sie lachte über diesen Vorwurf, that aber dessenungeachtet Alles, was sie konnte, um Philipp King in seiner Meinung zu bestärken. Dieser gerieth nun auf den Einfall, mit Fräulein Delves über die Sache zu sprechen — George

und Selina zu beobachten und die Resultate dieser Beobachtungen wahrscheinlich Herrn Edwin Barley vorzutragen. Dieser letzte Umstand trug noch bei, Selina in ihrem thörichten Treiben zu bestärken, weil die Sache ihr nun besondere „Unterhaltung“ gewährte. Was und ob etwas hierauf Bezügliches zwischen Herrn und Frau Edwin Barley vorfiel, wurde nie ruchbar. Zur Zeit von Kings Tode aber war Herr Edwin Barley höchst erzürnt, ja wüthend über seine Frau.

Der arme Philipp King.

Vielleicht aber war sein Tod doch nur durch Zufall herbeigeführt worden — wenn George Heneage wirklich dessen Urheber war. Wie sich die Dinge in späterer Zeit aufklärten, zeigte es sich, daß er im Sommerhäuschen nicht „spionirt“ hatte, sondern, von der Jagd zurückkehrend, blos den kürzeren Weg durch den Wiesengrund und dieses Sommerhäuschen eingeschlagen hatte — es war dies ein ungewöhnlicher Weg, aber er konnte doch gewählt werden. Als man ihn entdeckte, floh King blos, um sich dem Verdachte des Spionirens zu entziehen, den er indessen eben dadurch um so mehr auf sich zog. Auf diese Weise hatte nämlich der Pastor die Sache erklärt, als Selina ihm später unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Wahrheit anvertraute.

Jetzt aber kniete Frau Edwin Barley mit triefendem Haar vor dem Kaminfeuer — ich stand mitleidsvoll

neben ihr. Doch war diese Schreckensnacht noch nicht zu Ende.

„Selina, wie konnten Sie bei solchem Wetter das Haus verlassen?“

„Ich sage Dir ja, daß ich ihn suchte, Anne.“

„Aber — Sie hatten nicht einmal ein Tuch übergeworfen. Duff meinte, Sie hätten sich den Tod holen können!“

„Und wenn — was weiter?“ fiel sie mir leidenschaftlich in die Rede — „Tod oder Leben gilt mir jetzt gleich.“

Es war dies eine ihrer gewohnten Redensarten, auf die man nicht viel Gewicht legen mußte, bevor ich jedoch erwas erwiedern konnte, ertönten Fußtritte und Stimmen auf der Treppe. Selina sprang empor, sie besah sich im Spiegel. „Sie dürfen mich so nicht sehen,“ murmelte sie, ihr langes, nasses Haar zusammenraffend vor sich hin.

„Du, warte hier, Anne.“

Mit diesen Worten eilte sie zu jener Seitenthür, von der sie gesagt hatte, sie führe zu ihrem Schlafzimmer, stieß sie mit Gewalt auf, als müsse sie ein Siegel brechen, und verschwand. Ich blieb allein vor dem Kamin zurück.

Viertes Capitel.

Schwer krank.

Der Erste, der in's Zimmer trat, war ein Herr von mittlerer Größe und mittlerem Alter. Seine Gesichtsfarbe war frisch und gesund, sein kurzes dunkles, mit Grau gemischtes Haar in die Stirn herein gestrichen — seine Miene einfach und gutmüthig. Es war Herr Barley von den „Eichen." Er hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit seinem Bruder. Ihm folgte ein Herr in Amtskleidung, wahrscheinlich von höherem Range, als ein gewöhnlicher Polizist, denn sein Benehmen war fein und Herr Barley sprach ihn mit „Herr" an. Es war nicht derselbe, den ich in der Halle gesehen hatte.

„Oh, das ist wohl das kleine Mädchen," bemerkte Herr Barley. „Sie sind Frau Edwin's Nichte — meine Liebe — sind Sie Fräulein Hereford?"

„Ja, Herr."

„Wissen Sie, wo Selina ist?"

„Ich glaube in ihrem Schlafzimmer, Herr."

Es war inzwischen laut geworden, daß am vorhergehenden Freitag zwischen Herrn Heneage und Philipp King ein Wortwechsel stattgefunden hatte und der Beamte war eben in der Küche gewesen, um Jemima hierüber zu befragen. Jemima leugnete alle Kenntniß des Umstandes, außer, daß sie von dem kleinen Fräulein davon vernommen hätte, welches sie weinend und zitternd auf der Treppe getroffen. Nun kam er herauf, um seine Fragen an mich zu stellen.

„Nun, mein kleines Mädchen, versuchen Sie sich genau zu erinnern," sagte der Gerichtsmann, sich mir nähernd. „Worüber entstand der Streit?"

„Ich weiß es nicht, Herr," entgegnete ich, und sprach damit buchstäblich die Wahrheit, da ich zu jener Zeit nichts davon verstanden hatte.

„Können Sie sich dessen nicht mehr entsinnen?"

„Ich will es versuchen," sagte ich ihn anblickend und mit der Empfindung, daß ich keine Scheu vor ihm hege, obwohl er der „Polizei" angehörte. „Herr King schien etwas Unnechtes gethan zu haben, denn Herr Heneage war böse und nannte ihn „Spion", allein was Herr King eigentlich gethan, wußte ich nicht, auch hatte ich zu viel Angst, um ruhig zuzuhören und lief aus dem Zimmer."

„Sie hörten also nicht, worüber man sich stritt?"

„Ich verstand es nicht, Herr. Ausgenommen daß

sie sagten, Herr Philipp King sei gemein und ein Spion."

„Sie" — wiederholte er, den Ausdruck schnell auffangend. „Wer war sonst noch im Zimmer?"

„Meine Tante Selina."

„Sie scheint für Herrn Heneage Partei genommen zu haben?"

„Ja, Herr."

„Und wie endete der Streit? Gütlich oder in Feindseligkeit?"

„Ich weiß es nicht, Herr. Ich rannte fort — in mein Schlafzimmer."

„Meine Schwägerin, Frau Edwin, wird Ihnen Näheres darüber sagen können, da sie zugegen war," fiel Herr Barley ein.

„Das denke ich auch. Eins in's Andere genommen, ist das ein seltsamer Vorfall. — Zwei Herren sind zum Besuch im Hause eines Dritten, und hier erschießt Einer den Andern! — Wie lange waren Sie im Hause?"

„Lassen Sie mich sehen," erwiederte Herr Barley, seine Stirn mit dem Zeigefinger reibend. „Ich denke einen Monat; Herr Heneage kam zuerst, einige Tage vor Philipp."

„Kannten die beiden einander aus früherer Zeit?"

„Ich — ich glaube — nein," sprach Herr Barley, überlegend.

„Heneage war Mitte des Sommers kurze Zeit zum

Besuche hier, nicht aber Philipp; hingegen war Philipp zur Osterzeit im Hause und der Andere nicht. Nein — ich glaube nicht, Herr, daß sie sich früher schon kannten — doch wird mein Bruder Ihnen Auskunft darüber geben."

„Wer ist dieser Herr Heneage?"

„Kennen Sie ihn nicht? Er ist der Sohn eines Parlaments-Mitgliedes für Weyborough. Oh, er stammt aus vortrefflicher Familie. Es ist ein schwerer Schlag für seine Angehörigen, wenn die Dinge wirklich so schlimm für ihn stehen, wie es jetzt den Anschein hat. Glauben Sie, daß er entkommt?"

„Sie können versichert sein, daß nur der verdammte Nebel daran Schuld trägt, daß er sich uns so lange entziehen konnte. Morgen werden wir ihn sicher haben."

„Ich habe zu dieser Jahreszeit noch nie einen so dichten Nebel gesehen," bemerkte Herr Barley. „Ich konnte auf meinem Wege hierher keinen Fuß breit vorwärts sehen. Es sieht wahrlich so aus, als sei der Nebel eigens eingefallen, um Heneage zu schützen."

„War Heneage ein angenehmer Mensch?"

„Einer der liebenswürdigsten Bursche, die mir je vorgekommen sind," war Herr Barley's lebhafte Aeußerung. „Seit ein oder zwei Wochen schien Edwin etwas gegen ihn zu haben — ich für meine Person weiß nicht, was zwischen den Beiden stand, so viel aber ich Heneage

kannte, gefiel er mir und ich hielt ihn für einen außergewöhnlich guten Menschen. Frau Edwin Barley kennt ihn seit langer Zeit — mein Bruder erst seit Kurzem. Sie trafen verflossenen Frühling in London zusammen."

„Heneage zieht weder in Geld- noch anderer Hinsicht Vortheil aus King's Tode?" sagte der Polizist halb fragend, halb vor sich hingesprochen.

„Ich glaube kaum, Herr. Der einzige Mensch, der Vortheil dabei hat, ist mein Bruder, denn dieser erbt King's ganzes Vermögen."

Der Polizist sah schnell auf.

„Ihr Bruder beerbt Heren Philipp King, sagen Sie, Herr Barley?"

„Ja, das thut er. Und ich will wetten, daß er nie auf diese Erbschaft gerechnet hat. Wie hätte er auch denken können, einen jungen, gesunden Menschen, wie Philipp es war, zu beerben? Edwin klagte in letzter Zeit allerdings häufig über die Gesundheit des Jünglings, meinte, er habe die Abzehrung und trete in die Fußtapfen seines Bruders Reginald — ich aber konnte an Philipp nichts Besorgnißerregendes erkennen."

„Darf ich fragen, wie es kömmt Herr Barley, daß nicht Sie, als älterer Bruder, der Erbe sind?"

„Mir war Philipp nicht verwandt. Mein Vater war zweimal verheirathet, ich bin der Sohn seiner ersten Frau. Edwin stammt aus der zweiten Ehe, und Philipp King's

Vater und Edwin's Mutter waren Geschwister. Philipp hatte keinen Verwandten männlichen Geschlechts, als meinen Bruder, weshalb dieser auch sein Erbe ist."

Frau Edwin Barley erschien jetzt auf der Schwelle und blieb wie lauschend auf derselben stehen. Da wandte Herr Barley sich nach ihr um, und sie trat näher. Sie hatte ihr feuchtes Haar aufgesteckt und ein weißes Crepetuch umgeworfen. Ihre Augen funkelten — ihre Wangen glühten — sie war nun eine vollendet schöne Erscheinung.

Der Beamte befrug sie über die Veranlassung jenes Wortwechsels, von dem sie Zeugin gewesen war, allein sie gab dem Manne des Gerichtes keine befriedigende Antwort. Sie „konnte sich nicht erinnern" — Philipp King war im Unrecht, so viel wußte sie; der Herr müsse sie entschuldigen — sie könne nicht viel sprechen — denn „ihr Kopf schmerze und sei wirr." Dies war das Hauptsächliche — das heißt Alles, was er aus ihr herausbringen konnte. Er verbeugte und empfahl sich, Herr Barley begleitete ihn die Treppe hinab und Selina verriegelte die Thür hinter ihnen.

„Jetzt muß ich mit Dir sprechen, Anne," sagte sie, mich zu sich auf eine Ottomane ziehend, so daß ich deutlich fühlen konnte, wie sie noch bebte. Sie frug mich, was vorgefallen war, seit ich mich bei dem Sommerhäuschin von ihr entfernt hatte. Ich erzählte ihr Alles, und

war bis zu Philipps Erschießung gekommen, als sie mich unterbrach.

„Um Gott, Kind — Du hast gesehen, wie man ihn erschoß?“

„Ich hörte den Schuß und sah ihn stürzen. Die Kugel schien von dem Platze zu kommen, nach welchem er so aufmerksam hingeblickt hatte.“

„Hast Du gesehen, wer den Schuß abfeuerte?“ frug sie kaum hörbar.

„Nein.“

„Du sahest also ringsum Niemand, als Philipp King?“

„Doch! Herrn Edwin Barley. Er stand ganz nahe der Stelle, von der die Kugel gekommen zu sein schien und blickte durch die Bäume hervor, wie um zu erspähen, was geschehen sei. Denn ach, Selina, Philipp King's Aufschrei war entsetzlich und gewiß weithin vernehmbar.“

Mit stierem Entsetzen faßte Selina jetzt meinen Arm.

„Was sagst Du, Anne? Du sahst Edwin Barley an jenem Orte — nicht Georg Heneage?“

„In jenem Momente bekam ich Herrn Heneage gar nicht zu Gesichte — nur Herrn Edwin Barley. Er trat zu Philipp King und frug, was geschehen sei.“

„Hatte er seine Flinte noch bei sich? Ich meine — Edwin?“

„Ja, er hielt sie in der Hand.“

Sie ließ meinen Arm fahren und saß regungslos da, wie von einem fürchterlichen Schlage niedergeschmettert. Einige Minuten verstrichen, ehe sie wieder sprach.

„Fahre fort, Anne. Was geschah zunächst. Erzähle mir Alles — Du hast sicher Alles gehört.“

Nun theilte ich ihr Wort für Wort mit, was ich wußte.

„Du hast mir nicht Alles gesagt, Anne.“

„Gewiß, das habe ich.“

„Sagte Philipp King nicht, daß er gesehen habe, wie Herr Heneage seine Flinte ansetzte, zielte und feuerte?“

„Nein, das sagte er nicht, Tante. Er sagte nur, was ich Ihnen eben wiederholte.“

„Also war das eine Lüge — die erste!“ rief sie, ihre Hand leidenschaftlich erhebend und wieder sinken lassend. „Du sahst Herrn Heneage also nicht?“

„Ich sah ihn später.“ Und nun theilte ich ihr mit, wie ich den Weg verfehlt hatte, und so mit Heneage zusammentraf. Ich sagte ihr Alles, auch daß er aussah wie zum Tode erschrocken — was er sprach und daß ich ihn gefragt hatte, ob er es gethan habe.

„Nun?“ fiel sie in fieberhafter Hast ein. „Nun?“

„Er leugnete es vollständig,“ erwiederte ich, Herrn Heneage's eigene Worte wiederholend.

„Du sagst, er sah verstört — entsetzt aus?“

„Ja, in hohem Grade."

„Und Herr Edwin Barley wohl ebenfalls?"

„Nicht im Mindesten. Er sah aus wie immer. Er schien erstaunt und sehr betrübt; als er zu Philipp King sprach, klang seine Stimme herzlicher, als ich es je von ihm gehört hatte."

Wieder eine kleine Pause. Sie schien eifrig über etwas nachzudenken.

„Ich kann nicht ganz verstehen, wo Du George Heneage gesehen hast, Anne; Du mußt mir die Stelle morgen zeigen. War es in derselben Richtung, in der der Schuß gefallen war?"

„Ja — ich glaube ganz nahe an jener Stelle. Wie hätte er sonst Herrn Barley mit mir sprechen hören können?"

„Wie lange warst Du im Walde, als der Schuß fiel?"

„Zehn Minuten oder eine Viertelstunde."

„Kleine Mädchen zählen die Minuten anders, als erwachsene Menschen, Anne. Es ist möglich, daß einige Minuten Dir wie eine Viertelstunde erscheinen."

„Hm — Mutter belehrte mich, wie verschieden die Zeit zu verstreichen scheint, je nachdem was wir thun. Daß sie scheinbar flieht, wenn wir angenehm beschäftigt sind, und ganz und gar nicht vorzuschreiten scheint, wenn wir in banger Furcht oder Erwartung leben oder auch nur wünschen, ein großer Zeitraum möge schnell verfliegen.

Hierdurch habe ich gelernt, die Zeit ziemlich genau berechnen zu können, und glaube, eine Viertelstunde im Walde gewesen zu sein. Ich war eine Weile umhergelaufen, um Herrn Heneage zu suchen, wie Sie mir aufgetragen hatten, bevor ich erkannt hatte, mich verirrt zu haben. Dann bedurfte ich einiger Minuten, bis ich meine Angst überwunden hatte, dann betete ich —"

„Was thatest Du?"

„Ich war so sehr in Angst — ich glaubte, die ganze Nacht allein im Walde bleiben zu müssen, und betete zu Gott um seinen Schutz; dann konnte nichts Böses mehr mir begegnen, das wußte ich. Kurz, es war sicher eine Viertelstunde. Ein Beweis, daß Herr Heneage es nicht in momentaner Leidenschaft that, sondern mit ruhigem Vorbedacht."

„Das Alles will nichts sagen" — sprach Selina in gewissermaßen trotzigem Tone vor sich hin, „ich weiß, George Heneage hat ihn nicht absichtlich getödtet. Wenn er es überhaupt gethan, so geschah es durch Zufall."

„Wenn er nicht der Thäter ist, weshalb hatte er sich im Walde verborgen, weshalb sah er wie ein Missethäter aus, Selina? Weshalb ging er nicht kühn hinzu, um zu sehen, was Philipp King geschehen war, so wie Herr Edwin Barley es that?"

„Es läßt sich nie berechnen, was ein Mensch in einem Augenblicke der Verwirrung und des Entsetzens thut oder nicht. Der Eine handelt auf diese Weise, der Andere auf

jene," erwiederte sie langsam. „Anne, ich mag Dir nicht offen sagen, was ich befürchte — was nicht. George Heneage hatte triftige Gründe, eilends nach Hause zurückzukehren, und wußte wahrscheinlich nicht, daß Philipp King todt sei."

„Aber, Selina —"

„Schnell, schnell — lege Dich da hin," sagte sie, mich zu dem entfernter stehenden Sopha ziehend, darauf niederdrückend und das Kissen über mich legend. „Merke wohl, Du schläfst! Er könnte sich einbilden, ich hätte Dir eine Rolle einstudirt!"

All dies war so unerwartet und plötzlich vor sich gegangen, daß ich nichts thun konnte, als gehorchen und mich stille halten. Selina schob schnell den Riegel zurück und saß bereits wieder an ihrem früheren Platze, bevor Herr Edwin Barley in das Zimmer trat.

„Kommst Du zum Diner hinab, Selina?"

„Diner! Gut für Dich, wenn Du essen kannst!" lautete ihre Antwort. „Ihr müßt heute ohne mich diniren — wer überhaupt diniren kann. Nun, Herr Edwin Barley, stören Sie das Kind nicht in seinem Schlafe! Ich wollte Anne eben zu Lotte bringen lassen."

„Es dürfte für Dich besser sein, Dein Diner zu nehmen, als des Nachts im Nebel umher zu rennen," entgegnete er. „Es ist ziemlich sonderbar, daß Du eine solche Nacht, wie die heutige ist, gewählt hast, um halb angekleidet spazieren zu gehen."

„Es ist nicht sonderbar," sagte sie in kaltem Tone, „sondern sehr natürlich."

„Gewiß; insbesondere Dein Umherlaufen nach allen Richtungen, als wärst Du von Sinnen. Andere sahen Dich so gut wie ich und — sprechen darüber."

„Laß sie sprechen."

„Aber welche Absicht führte Dich hinaus?"

„Ich suchte George Heneage. Nun weißt Du's und kannst es nach Gefallen deuten."

„Fandest Du ihn?"

„Nein. Ich wollte es, ich hätte ihn gefunden. Von ihm wäre mir Wahrheit geworden über die Vorgänge dieser Nacht, denn meiner Ansicht nach ist die Wahrheit noch nicht ans Licht gekommen."

„Was soll das für eine „Wahrheit" sein?" frug er in aufrichtiger oder vortrefflich gespielter Verwunderung.

„Nichts — nichts — Etwas, woran zu denken mir nicht lieb ist — Etwas, an das ich nicht denken mag! Besser noch, Heneage hätte es gethan, als — als — als das, was mir im Kopfe spukt. Mein Sinn ist verwirrt," brach sie jetzt ab, „mein Geist erschüttert, — wollen Sie mich nicht lieber allein lassen, Herr Edwin Barley?"

„Es wäre vernünftiger, etwas zu genießen," sagte er rauh, doch nicht unfreundlich. „Ich denke, Keiner von uns wird mit besonderer Lust essen, aber wir wollen uns doch zu Tisch setzen. William bleibt zum Diner, auch

Herr Martin. Willst Du nicht versuchen, etwas zu Dir zu nehmen? Soll ich vielleicht etwas herauf senden?“

„Es wäre nutzlos.“

Herr Edwin Barley sah sie an, sie war von physischem und moralischem Schauer befallen. Ich konnte eben ein wenig unter dem Kissen hervorgucken.

„Du hast Dich heftig erkältet, Selina. Wie konntest Du Dir auch beifallen lassen, das Haus in diesem Wetter zu verlassen?“

„So will ich es Dir denn sagen,“ antwortete sie in weniger gereiztem Tone. „Ich ging, weil Du gegangen warst. Um einen Zusammenstoß zwischen Dir und George Heneage vorzubeugen — ich meine irgend einer Gewaltthat. Ueberdies wollte ich ihn sprechen.“

„Von mir hattest Du keine Gewaltthat zu befürchten. Ich würde ihn einfach der Polizei überliefert haben, weiter nichts.“

Es lag ein spöttischer Ton in seiner Stimme, als er so sprach. Selina setzte sich und stemmte die Füße gegen den Camin.

„Ich hasse, bei Tische zu sitzen, wenn Niemand den Vorsitz führt,“ sagte Herr Edwin Barley, sich der Thüre zuwendend. „Wenn Du Dich nicht entschließen kannst, zu kommen, so will ich Charlotte Delves auffordern, Deine Stelle einzunehmen.“

„Wenn ich nicht bei Tische sitze, so ist mir gleichgültig, wer von der Gesellschaft ist.“

Er entfernte sich mit diesem unfreundlichen Bescheid — unfreundlich schien er auch mir zu sein. Selina schob hastig den Riegel wieder vor und befreite mich von dem blauen Sammetkissen.

„Du mußt beinahe erstickt sein, Kind! Steh' auf. Nun höre: Du darfst Herrn Edwin mit keiner Silbe verrathen, was bei dem Sommerhäuschen vorgefallen ist. Erwähne dessen überhaupt gar nicht, weder gegen ihn, noch gegen sonst Jemand."

„Aber — angenommen, man frägt mich danach, Selina?"

„Wie wäre das möglich! Philipp King, der arme Junge ist todt — George Heneage verschwunden — sonst weiß Niemand davon. Du hast doch noch nicht davon gesprochen?" setzte sie angstvoll hinzu.

Ich beruhigte sie nun durch die Versicherung, daß ich dies nicht gethan. Als ich aus dem Walde in das Haus gerannt kam, war ich allerdings von Jemima über die Veranlassung meines Schreckens befragt worden, hatte ihr jedoch blos erzählt, ich hätte einen Schuß und einen gellenden Schrei gehört — weil es mir zu nähern Erklärungen an Muth gebrach.

„Das ist ganz gut," meinte Selina.

Sie sandte mich zu Bette, und beauftragte Jemima bei mir zu bleiben, bis ich eingeschlafen wäre. „Das Kind ist nervös," sagte sie leise, doch für mich vernehmbar, zu der Magd. „Ich denke aber, auch Jemima muß „ner-

vös" gewesen sein, da sie noch eine Dienerin zu ihrer Gesellschaft mit sich nahm.

Die Nacht verging, der Morgen — ein Sonntags-Morgen kam, und mit ihm eine schwere Krankheit für Frau Edwin Barley. Aus Jemima's Gespräch erfuhr ich, daß Selina die Nacht allein geblieben war, da Herr Edwin Barley mit seinem Bruder und noch einigen Herren bis zum anbrechenden Morgen umhergestreift waren, um George Heneage zu suchen. Als sie zurückkamen, betrat Herr Barley das Zimmer seiner Frau nicht mehr, um sie nicht zu stören.

Kaum war ich angekleidet, lief ich zu ihr. Sie war zu Bette, und als sie zu mir sprach, hatte ihre Stimme einen so veränderten Ton, daß ich sie kaum wieder erkannte.

„Sind Sie krank, Selina? Weshalb sprechen Sie so heiser?"

„Ich fühle mich sehr krank, Anne. Mein Hals schmerzt oder — meine Brust — ich weiß kaum, ob der eine oder die andere — vielleicht beides. Geh hinab und sende Fräulein Delves zu mir."

Ich sagte schon oben, daß ich ein grübelndes, erregbares Kind mit lebhafter Einbildungskraft war, und als ich nun ihrem Befehle gehorchend, hinablief, herrschte nur ein Gedanke — ich sollte sagen nur eine Furcht — in mir, die Erinnerung an Duffs Worte, „es war genug für sie, um sich den Tod zu holen!"

Hatte sie sich den Tod geholt, ich zitterte bei dem Gedanken.

Das erste Ding, welches mir, als ich die Treppe hinabkam, in die Augen fiel, war ein großer, hoher, faltiger Schirm, durch welchen ein Theil der Halle allen Blicken abgesperrt war. Ich erschrak bei diesem Anblick. Eben kam Sarah mit einem Staubbesen aus dem Speisesaal, es war noch früh. Sie faßte ich jetzt beim Kleide.

„Sarah — was ist da hinter verborgen?"

„Was gestern Abend dort war, Fräulein," antwortete sie. „Es darf Nichts geändert werden, bis die Todtenschau abgehalten ist."

„Hat man Herrn Heneage gefangen?"

„Nicht das ich wüßte, Fräulein. Eben war Jemand von der Polizei hier und sagte Fräulein Delves, es sei nichts Neues vorgefallen."

„Ich muß Fräulein Delves sprechen — wo ist sie?"

„Im Arbeitszimmer des Herrn. Sie können dreist hineingehen. Wissen Sie es zu finden? Es ist das Zimmer auf dem ersten Treppenabsatze zur Linken. Sie können die Thür von hier aus sehen."

Im Arbeitszimmer saßen Herr Barley und Herr Edwin Barley beim Frühstück, das ihnen von Charlotte Delves servirt wurde. Ich meldete ihr die Botschaft meiner Tante, kam aber beinahe außer mir vor Schreck, als Herr Edwin Barley mich festhielt.

„Gehen Sie sogleich hinauf, um zu sehen, was es ist, Charlotte," sagte er. „Was sagen Sie, Kleine — ihr Hals ist krank?"

„Ja, Herr, sie kann kaum sprechen."

„Es ist kein Wunder. — Sie hat es nur sich selbst zu danken," murmelte er, während Charlotte Delves das Zimmer verließ. „Es wär' ein Wunder, wenn sie nicht krank geworden wäre."

„Weshalb?" frug Herr Barley, neugierig aufblickend.

„Oh — erst hatte sie den Schreck, als man Philipp in's Haus brachte, und dann lief sie mir in den Wald nach, ohne etwas überzuwerfen."

Erst jetzt ließ er meinen Arm fahren. Herr Barley aber stellte mir einen Stuhl an seine Seite und legte mir von dem Frühstück vor. Er war so gutmüthig und einfach, daß ich augenblicklich Neigung zu ihm faßte. Er erzählte mir, er selbst habe kein Kind zu Hause, weder Knabe noch Mädchen, und seine Frau sei immerwährend krank.

„Frau Edwin Barley scheint ernsthaft krank zu sein," berichtete Charlotte Delves wiederkehrend. „Doctor Lowe kommt ohnedies im Laufe des Vormittags, da muß er sie sehen. Sie hat sich wohl erkältet."

„Kaum hatte sie den Satz vollendet, so erschien Doctor Lowe, der von Herrn Edwin Barley sogleich zu Selina hinauf geführt wurde. Als der Arzt nach einer Weile

allein herab kam, benutzte ich diesen günstigen Augenblick, um ihn zu fragen:

„Wird Tante Selina bald wieder gesund sein, Herr?"

„Das kann ich nicht sagen, mein Kind," entgegnete er mit ernster Miene, „ich fürchte, es steht ihr eine schwere Krankheit bevor."

Der Sonntag — ach, wie trübe schien dieser Tag! — war zu Ende gegangen und der Morgen des Montag brach an. Es war Selina's Geburtstag, ihr einundzwanzigster.

Von George Heneage war nichts zu hören. Die ganze Umgegend wurde von der Polizei durchstreift, Plakate waren angeheftet und vertheilt, welche auf seine Auffindung eine hohe Prämie setzten — Alles vergeblich.

Die Ansichten waren verschieden; die Einen sagten, er müsse im Nebel entkommen, von Nettleby oder Hallam mit der Bahn weiter gefahren sein; Andere waren der Ansicht, er halte sich noch jetzt am Schauplatze selbst verborgen. Herr Edwin Barley war wüthend über sein Entkommen und schwor, er wolle ihn verfolgen bis zum Grabe.

Am folgenden Tage, Dienstag, erschien Herrn Heneage's Vater in unserem Hause; — er war ein schöner alter Mann mit weißem Haar. Herr Lowe aber wies mich zurecht, als ich ihn „alt" nannte, indem er nicht viel mehr als fünfzig Jahre zähle. Damals wußte ich nicht, daß ein Fünfziger von jungen Leuten für alt geschätzt

wird, während Menschen, die über jenes Alter hinaus sind, ihn mit „jung“ bezeichnen.

Es war ein feiner, höflicher Herr, aber offenbar von Kummer tief niedergebeugt. Er sagte, er fasse nicht, was eigentlich geschehen sei, könne aber keineswegs an die Schuld seines Sohnes glauben. Wäre der Schuß wirklich von ihm ausgegangen, so müßte die Flinte durch Zufall sich entladen haben.

„Weshalb wäre er dann entflohen?“ wandte Herr Edwin Barley ein.

Er blieb nur zwei Stunden im Hause und hatte, bevor er uns verließ, auch eine Unterredung mit Frau Edwin Barley — natürlich auf ihrem Zimmer. — Man hatte einige Erfrischungen für ihn bereitet, doch weigerte er sich, irgend etwas zu berühren — was ich aus dem Gespräch der Dienerschaft erfuhr, die ihre Glossen darüber machte.

Nachmittags trafen die Geschworenen zur Todtenschau hier ein.

Herr Edwin Barley war Hauptzeuge, ich wurde gar nicht vorgerufen, was Selina ein Beweis war, daß er von meiner Anwesenheit bei der Scene im Walde nichts gesagt hatte. Ich hütete mich wohl, etwas davon laut werden zu lassen — ebenso Selina.

Der Auftritt am Sommerhäuschen kam aber nun gar nicht in Erwähnung, wodurch der ganze Vorfall der Jury in geheimnißvollem Lichte erschien. Herr Edwin Barley

betheuerte, die Sache sei auch ihm ein Räthsel, er habe keine Ahnung, was für einen Beweggrund Georg Heneage gehabt haben könne, Philipp King zu erschießen. Ferner sagte er noch aus, Philipp King habe mit seinen sterbenden Lippen bestätigt, Heneage auf ihn zielen und feuern gesehen zu haben, und es war Niemand da, der ihm widersprochen hätte.

Ich wußte allerdings, daß Philipp King's Worte nicht so gelautet hatten, allein Niemand sonst ahnte dies als die, ebenfalls nur durch mich in Kenntniß gesetzte Selina.

Die Geschworenen mußten annehmen, Frau Edwin Barley stehe diesen Vorfällen ganz fern, denn sie wurde von ihnen nicht befragt.

Charlotte Delves aber wurde auf Antrag der Jury vorgerufen, weil Philipp King am Morgen seines Todestages eine halbe Stunde plaudernd in ihrem Zimmer gesessen hatte; sie berichtete, er hätte keinerlei unangenehme Gegenstände berührt, und des George Heneage überhaupt nicht erwähnt. Doch bezeugte sie, daß kein freundschaftliches Gefühl zwischen den Beiden bestanden hatte und daher häufig Streitigkeiten und Zerwürfnisse vorgekommen seien.

„Worüber?“ frug die Jury. Fräulein Delves aber entgegnete bloß: „Dessen könne sie sich nicht mehr entsinnen. Thatsächlich jedoch hatte Herr Edwin Barley

ihr verboten, den Namen seiner Frau in die Sache zu mengen.

Während der Sitzung der Geschworenen war ich bei Selina geblieben.

Sie schien keine Ruhe finden zu können, wandte sich in ihrem Bette unaufhörlich von einer Seite zur andern und befahl mir ein wenig zu lauschen, was unten vorgehe. Ich konnte aber nichts vernehmen, obwohl ich einige Mal auf den Flur ging, um es zu versuchen.

„Was für Geräusch war dies?“ frug sie späterhin.

„Im Speisezimmer verlangte man Licht und John ging hinein, um den Kronleuchter anzuzünden.“

„Ist es schon dunkel draußen, Anne?“

„Noch nicht — es dämmert.“

In ihrem Zimmer aber schien es dunkel zu sein, denn die kirschrothen Damastvorhänge waren vor die tiefen Bogenfenster gezogen, theilweise sogar um das Bett, man konnte wohl die Umrisse der Gegenstände erkennen, doch dies war auch Alles. Ich schritt dicht an's Bett heran, um sie anzusehen; ihr Kopf war in den Kissen vergraben. Daß sie schwer krank war, wußte ich, denn am Morgen war außer Herrn Lowe noch ein Arzt aus Nettleby gekommen.

„Ich denke, jetzt ist's zu Ende,“ sagte sie, als starkes Geräusch herauf drang. „Geh' und sieh nach, mein Kind.“

Ich ging im Dunkeln die Treppe hinab, denn man

hatte vergessen, die Lampe in der Halle anzuzünden. — Und wirklich strömten hier unten eben aus dem Zimmer heraus — eine Gruppe schwarzer Männer, leise mit einander sprechend, als sie der Ausgangsthüre zuschritten. Mit einem Male — ich war eben in der Mitte der Treppe — bemerkte ich Herrn Edwin Barley auf dieselbe zukommen.

Ich vermuthete, er wolle sich in sein Arbeits-Cabinet zurückziehen, und da ich wenig Lust verspürte, mit ihm zusammen zu treffen, so eilte ich zurück. Zu meiner kindischen Abneigung und Furcht hatte sich seit Sonnabend noch ein anderes Gefühl gegen Herrn Edwin Barley hinzugesellt; eine nicht zu bewältigende Angst, er möge mich über die Begegnung am Sommerhäuschen und die darauf folgende Unterredung mit George Heneage zur Rede stellen. Selina hatte mir Schweigen anbefohlen, allein wenn er auf eine Spur käme und mich ausfrüge — was konnte ich dann thun? Diese Besorgniß beherrschte mich damals und noch eine geraume Zeit darnach auf lästige Weise.

Ich schlich also schnell und leise die Treppe hinauf, in meiner Tante Zimmer. Ach — sollte er hierher kommen? Dies waren seine Schritte und sie kamen näher. — Richteten sie sich nach seinem Studirzimmer? — Nein — sie kamen hierher. — Der Eingebung des Momentes folgend, verbarg ich mich hinter den schweren Fenstervorhängen. Diese Vorhänge waren in hinreichender Ent-

fernung vor den Fenstern selbst gezogen, um mit diesen einen ziemlich breiten Raum des Zimmers abzuschließen. In diesem Raume standen drei Stühle, einer in der Mitte, zwei zu beiden Seiten. Ich warf mich in einen von ihnen, zog die weißen Blenden ein wenig bei Seite und blickte den dunklen Gestalten nach, die sich eben durch die Hauptallee entfernten.

„Nun, es ist vorüber!“ sagte Herr Edwin Barley zu seiner Frau, als er hereintrat und die Thüre schloß. „Die letzte Arbeit bleibt nun: ihn zu finden.“

„Wie war das Ende?“ fragte sie.

„Man stimmte für vorbedachten Mord. Der Vorsitzende wollte das Zimmer räumen lassen, die Jury aber erklärte, sie bedürfe keiner weiteren Berathung und sprach ihren Spruch zugleich.“

„Vorbedachter Mord! Wer ist angeklagt?“

„Nun — George Heneage. Meintest Du vielleicht, Dich oder mich würde die Anklage treffen?“

Eine Pause trat ein. Ich fühlte mich in peinlicher Lage, ich wußte, es zieme mir, mich zu zeigen, und war doch zu feige dazu. Selina brach das Schweigen und sprach mit so vielem Nachdruck, als ihr kranker Hals nur gestatten wollte.

„Ich kann es nicht glauben — ich werde es nie glauben — daß George Heneage eines Mordes fähig sei. Sein innerstes Gemüth würde sich dagegen bäumen, wie sein Vater vor einigen Stunden hier sagte. Wenn der

Schuß wirklich aus seiner Flinte kam, so war dieselbe zufällig losgegangen."

„Der Schuß kam aus seiner Flinte," erwiederte Herr Edwin Barley, „es giebt kein „wenn" in dieser Sache."

„Ich weiß, daß Du so sagst, allein es bleibt doch mehr als sonderbar, daß Du und ebenfalls mit Deiner Flinte, auf dem Schauplatze warst. Halt! gerathe nicht in Hitze! Ich muß es sagen. Ich glaube, all diese Ungewißheit und Unsicherheit tödten mich!"

„Wir möchten hierüber klar werden, Selina. Nicht zum ersten Male läßt Du Anspielungen fallen, deren Du Dich in der Seele schämen solltest. Hast Du mich in Verdacht, Philipp King erschossen zu haben?"

Sein Ton klang so streng, daß sie wohl nicht wagte, geradezu „Ja" zu sagen und Umschweife machte.

„Das eben nicht. Aber nur Deine Aussage allein bezeichnet George Heneage als den Thäter. Und Du weißt so gut wie ich, wie erbittert Du schon seit längerer Zeit gegen ihn bist."

„Wer verursachte diese Erbitterung? Niemand anders als Du."

„Ich? Ich habe Dir nie wirkliche Ursache gegeben — Und sollten diese Worte die letzten sein, die je aus meinem Munde kommen, Edwin," rief sie, in Thränen ausbrechend, „und sollte ich jetzt sterben, so würde ich doch

Bayerische Staatsbibliothek München

nur dasselbe wiederholen. Ich war ihm nie in der Weise gewogen, wie Du es glaubst!“

„Wie ich es glaube! Hätte ich derlei geglaubt, so würde ich George Heneage längst aus meinem Hause geworfen haben,“ war seine in ruhigem Tone gesprochene Antwort. „Aber nun höre, Selina. Es hat Dir gefallen, Dich gegen mich zu erklären — vernimm denn auch, was ich Dir zu sagen habe. George Heneage und Niemand anders als George Heneage hat Philipp erschossen! Verbanne jede thörichte Grille aus Deinem Geiste. Ich denke, Du mußt wahnsinnig sein, wenn Du gegen Deinen eigenen Mann solchen Verdacht hegen kannst.“

„Sahst Du Heneage den Schuß abfeuern?“ frug sie nach einer Pause.

„Nein. Aber selbst in Ermangelung aller weiteren Beweise hätte ich hinreichende Gründe zur Ueberzeugung, daß Heneage es that; vergiß nicht Philipp King's letzte Worte! Gesehen habe ich Heneage am Schauplatze der That nicht — auch nie gesagt, daß dies der Fall war. Ich war auf dem Heimwege, als ich im Walde Stimmen zu vernehmen glaubte und stehen blieb — wahrscheinlich waren es Philipp und Anne, die mit einander sprachen. In demselben Moment fiel dicht neben mir — merke wohl: keine fünf Fuß entfernt — der Schuß. An jener Stelle stehen die Bäume und Sträuche sehr dicht und wer immer jenen Schuß abfeuerte, blieb meinen Blicken verborgen. Ich sah mich suchend um, als schon Philipp's

Aufschrei ertönte. Da drängte ich mich mit aller Gewalt durch das Dickicht — sah ihn eben zu Boden stürzen — eilte hinzu und der Mörder entwischte indessen. Dies ist, meines Wissens, die volle Wahrheit."

„Heneage konnte keinen Grund haben, Philipp King nach dem Leben zu trachten," grübelte Frau Edwin Barley. „Daß er sehr geneigt war, ihm mit dem Stocke oder den Fäusten zu Leibe zu gehen, will ich Dir gerne zugeben und das hatte King reichlich verdient, da er allein Urheber all' der feindlichen Gefühle war, die sich im Hause zu regen begannen. Aber ihn — tödten! Nein — nein!"

„Mich aber hältst Du dessen fähig!"

„Ich klage Dich nicht an. Aber wenn Du von Beweggründen sprichst, so kann ich nicht anders, als behaupten, daß Heneage keine hatte."

„Du bemerktest aber, der Urheber aller Mißhelligkeiten, aller feindlichen Gefühle im Hause, sei Philipp King gewesen; darin bist Du im Unrecht. Dieser Urheber — warst Du, Selina!"

Keine Antwort folgte. Sie preßte ihre glühenden Hände vor die Augen.

„Ich vergebe es Dir," fuhr er fort, „ich will die Vergangenheit stillschweigend begraben, um von nun an ihrer nie mehr zu gedenken, ihrer nie mehr zu erwähnen, obwohl der Junge mein Mündel war und ich ihn liebte. Allein ich möchte Dir rathen, sein tragisches Ende im Ge-

dächtniß zu behalten als Warnung für die Zukunft. Ich werde fürderhin keine Thorheit meines Weibes mehr dulden und Dein eigener Verstand sollte Dir sagen, daß — wenn ich meinen Ehrgeiz darein gesetzt hätte, Jemand aus der Welt zu schaffen — dieser Jemand Heneage gewesen wäre und nicht Philipp King. Heneage ist sein Mörder und über sein Haupt komme die Strafe! Ich werde nie in meinen Bemühungen nachlassen, ihn dem Gerichte zu stellen. Ich werde keine Anstrengungen scheuen, keine Kosten, keinen Schritt, bis dieses Ziel erreicht ist! So helfe mir Gott!"

Mit den letzten feierlichen Worten erhob er sich und schob den Stuhl an seinen Platz zurück. Nochmals blieb er stehen, bevor er das Zimmmer verließ, wandte sich um und sprach in sanfterem Tone:

„Fühlst Du Dich heute Abend besser, Selina?"

„Nicht im Geringsten. Ich fühle, mein Leiden verschlimmert sich mit jeder Stunde."

„Ich werde Lowe zu Dir herauffenden. Er muß in der Nähe sein."

„Oh Tante, Tante!" rief ich, als er gegangen war, mit erhobenen Händen und überströmenden Augen auf sie zueilend, „ich war die ganze Zeit über hier im Zimmer! Ich sah Herr Edwin Barley hereintreten und verbarg mich hinter den Vorhängen. Ich hatte sicher nicht die Absicht zu horchen, konnte aber nachher nicht den Muth finden, hervorzukommen."

Sie sah mich stumm an und ihr fieberheißes Gesicht röthete sich noch tiefer. Sie schien eine Weile zu überlegen — vielleicht auch suchte sie sich des Gespräches genau zu erinnern.

„Ich — ich — ich glaube kaum, daß wir über etwas Besonderes sprachen, oder daß Du Ursache hast, besorgt zu sein — doch, ich," sagte sie endlich. „Oder doch —?"

„Nein, Selina. Aber —"

„Aber was, Kind? Warum stockst Du?"

„Sie glauben, es könne auch Herr Edwin Barley gewesen sein. Und es ist mir leid, daß ich das hörte."

„Ich sagte oder deutete an, es sei dies ebenso wahrscheinlich, als daß George Heneage es gethan habe. Anne," fügte sie plötzlich hinzu, „Du besitzest Verstand und Ueberlegung über Deine Jahre, sage —: was glaubst Du?"

„Ich glaube, es war Herr Heneage. Ich glaube es, weil er entfloh, und so eigenthümlich aussah, als er sich im Walde verbarg. Und ich glaube nicht, daß Herr Edwin Barley es that. Als er Ihnen eben jetzt den Vorgang erzählte und sagte, er sei es nicht gewesen, klang seine Stimme, als spräche er die Wahrheit."

„Mein Gott," ächzte sie, „ich will hoffen, daß dem so

ist. Wollte Gott, dieser Philipp King wäre nie in unser Haus gekommen!“

„Aber, Selina, sein Tod betrübt Sie doch?“

„Ob sein Tod mich betrübt? Natürlich thut er das. Was für ein seltsames Kind Du bist. Er war eben keiner meiner Lieblinge, aber,“ setzte sie, leidenschaftlich die Hände faltend, hinzu, „ich gäbe Alles in der Welt dafür, ihn in's Leben zurückrufen zu können.“

Ich aber fühlte noch immer keine Beruhigung über das, was ich gethan, und weinte stille fort, bis Licht gebracht wurde und gleichzeitig Doctor Lowe erschien.

Fünftes Capitel.

Noch ein Traum.

„Hat man dergleichen schon gehört! Künftighin wird man in Ihrer Gegenwart gar nicht mehr den Mund aufthun dürfen, Fräulein Hereford! Sagte ich etwa, daß sie sterben wird, bitte? oder daß Sie sterben werden, oder ich? Zeit genug, mich darüber zur Rede zu stellen, wenn ich es wirklich thue!“

So sprach Jemima mit einer Zungengeläufigkeit, die ihr beinahe den Athem benahm. Sie war zeitig des Morgens mit der Nachricht in mein Zimmer gekommen, daß Frau Edwin Barley's Zustand sich verschlimmert habe. Ich brach in Thränen aus und frug, ob sie sterben würde, worauf jener Wortschwall folgte.

„Ich möchte wissen, ob man der Dienerschaft Trauerkleidung um den jungen Herrn King geben wird,“ fuhr Jemima nun fort, wie um die bösen Gedanken aus meinem Kopfe zu verjagen. „Nun aber sputen Sie sich mit

dem Ankleiden, Fräulein Hereford, Frau Edwin Barley frug bereits nach Ihnen."

Ich eilte so sehr, als ich es vermochte, Jemima half und begleitete mich dann bis zur Thüre des Krankenzimmers, wo sie mir die Abschieds-Worte zuflüsterte:

„Weinen Sie nur nicht mehr, Fräulein, Ihre Tante stirbt so wenig, wie ich."

Durch einen seltsamen Zufall lauteten die ersten Worte, die ich von Frau Edwin Barley hörte, gerade entgegengesetzt. Sie lag sehr hoch auf die weißen, spitzenbesetzten Kissen gebettet, die Nachtmütze war fortgeworfen, auf ihren Wangen glühte hektisches Roth, ihr liebliches Goldhaar fiel lose um den Kopf. Im Kamine brannte hell ein großes Feuer, auf dem kleinen Tischchen neben dem Lager stand ein mit einer Serviette bedecktes kleines Theebrett und eine Tasse.

„Kind," begann sie, mir die Hand entgegenstreckend, „ich fürchte, Gott nimmt mich bald von Dir."

Ich antwortete nicht, ich weinte nicht — alle Thränen schienen versiegt. Ihre Worte waren blos eine Bestätigung meiner innersten, geheimen Befürchtung, und mein Antlitz wurde todtenbleich.

„Was sagtest Du mir doch über die Keppe-Carews; ich glaube: daß keiner von ihnen ohne vorangegangene Mahnung stürbe? Damals lachte ich über Dich! Er-

innerſt Du Dich noch? Anne — ich glaube, dieſe Mahnung wurde mir in der verfloſſenen Nacht geſandt.“

Ich blickte zaghaft im Zimmer umher. Es war ein üppiges Schlafzimmer voll koſtbarer Möbel und ſchöner Gegenſtände. Die kirſchrothen Damaſtvorhänge waren dicht vor die Bogenfenſter gezogen, doch konnte ich Selina trotz des herrſchenden Dämmerlichtes genau ſehen.

„Deine Mutter, Anne, erzählte Dir, ſie habe einen Traum gehabt; nun, ich hatte auch einen Traum. Und doch fühle ich, es war kein Traum, ſondern Wirklichkeit. Sie iſt mir erſchienen.“

„Wer? Meine Mutter?“

„Deine Mutter. Der Aberglaube der Keppe-Carews ſagt, daß der letzte Verſtorbene oder entfernte Verwandte des vom Tode Erkorenen aus ſeinem Grabe auferſtehet, um ihm zu erſcheinen, als Zeichen, daß auch ſeine letzte Stunde gekommen ſei. Urſula iſt die Letzte, die ſtarb, und ſie erſchien mir heute Nacht.“

„Es kann nicht ſein!“ ſchluchzte ich, am ganzen Leibe bebend.

„Sie ſtand hier im matten Schimmer der beſchatteten Lampe,“ fuhr Selina, ohne meiner Worte zu achten, fort: „Wirklicher Schlaf kam die ganze Nacht nicht über mich, — ich lag in jenem halbbewußten, betäubten Zuſtand, in dem der Geiſt gleich empfänglich iſt für Traum und Wirklichkeit, aber beide nicht von einander zu unterſcheiden vermag. Aber bevor es zwei Uhr ſchlug, er-

wachte ich aus einem solchen Halbschlummer und sah Deine Mutter am Fuße des Bettes stehen. Gestalt und Gesicht waren schattenhaft — dennoch erkannte ich sie als die Ursula's. Sie sah mich an und sagte: „Selina!" Dann erwachte ich vollständig — aber mein Name, der Klang ihrer wohlbekannten Stimme, tönten noch in meinem Ohr."

„Und — als Sie erwachten — sahen Sie sie da noch?" frug ich hastig.

„Nein. Ich sah nichts, als was ich jetzt sehe."

„So war es doch nur ein Traum, Selina?"

„In gewissem Sinne, ja. Die Welt nennt es so. Mir aber war es mehr. Eine Secunde hierauf schlug die Uhr zwei und ich war so vollkommen wach, wie jetzt."

Nun kam die Reaction und ich brach in Thränen aus.

„Selina, es war ein Traum — es kann nur ein Traum gewesen sein!"

„Ich würde gewiß ebenso gedacht haben, Anne, hättest Du mir nicht von der Mahnung Deiner Mutter gesprochen. Ohne diese Erinnerung hätte ich mich vielleicht gar nicht des Umstandes erinnert, daß die Keppe-Carews solchen Erscheinungen ausgesetzt sind."

Theils aus Reue, ihr, obwohl von meiner Mutter dazu beauftragt, die Geschichte des Traumes erzählt zu haben, theils aus Angst, schluchzte ich so heftig, daß ich nicht sprechen konnte.

„Du albernes, empfindsames, kleines Ding!“ rief sie, für einen Moment wieder in ihre alte Sorglosigkeit verfallend, aus. „Vielleicht bin ich im Verlauf einer Woche schon wieder wohl und kann mit Dir im Garten umherlaufen. Nun aber gehe hinab zu Charlotte Delves, nimm Dein Frühstück — dann magst Du wieder zu mir kommen. Du mußt etwas für mich besorgen — erwähne aber nichts davon, merke das wohl, Anne.“

„Nein, nein, Selina, ich werde nichts sagen.“

„Lasse Dir etwas Honig geben.“

Sie brachten mir Honig und bedeckten den Tisch in Fräulein Delve's Zimmer mit allerlei guten Dingen für mich, doch konnte ich nichts essen. Charlotte Delves war sehr freundlich. Bald kamen die zwei Aerzte die Allee herauf. Der Arzt von Nettleby ging später ohne weiteren Aufenthalt wieder aus dem Hause, Doctor Lowe aber trat vorher noch in den Salon.

„Liebes Kind,“ sprach er mich an, „Sie sollen zu Frau Edwin Barley hinaufgehen.“

„Ist sie viel schlimmer, Herr?“ frug ich noch.

„Ich kann kaum bestimmen, wie es mit ihr steht,“ war seine Antwort. „Wir müssen das Beste hoffen.“

Er blieb im Zimmer, dessen Thür während seines Gespräches mit Charlotte Delves geschlossen blieb. Als ich eben unter der großen Uhr der Halle vorbeiging, schlug sie zehn. Heute war die Halle leer — Thüre und Fenster waren ein wenig geöffnet. Jemima sagte mir, Phi-

lipp King sei in ein rückwärtiges, selten benutztes Wohnzimmer gebracht worden. Ich lief schnell zu Selina hinauf, wo ich zu meinem Schreck Herrn Edwin Barley fand. Als ich eintrat, wandte er sich zum Gehen und legte seine Hand mit einiger Güte auf mein Haar.

„Sie sind bleich, Kleine — Sie sollten ein Wenig in's Freie gehen."

Seine Frau sah ihm mit sonderbar veränderten Augen nach, als er uns verließ, und winkte mich dann zu sich.

„Schließe und verriegle die Thür, Anne." Wie gern that ich das — ich war nicht im Stande, meine Furcht vor Edwin Barley zu überwinden.

„Glaubst Du den Weg nach Hallam finden zu können?"

„Ich glaube ja, Tante."

„Selina, nenne mich Selina," fiel sie ungeduldig ein. „Nenne mich so bis zu Ende."

„Bis zu Ende!"

„Erinnerst Du Dich an den Weg, den Du von Nettleby hierher machtest? Wenn Du zum Parkthor hinausgehst, so liegt zu Deiner Linken Nettleby, zur Rechten Hallam. Verstehst Du?"

„O vollkommen."

„Du hast Dich also blos rechts zu wenden und der Landstraße zu folgen, dann erreichst Du in kurzer Zeit

das Dorf Hallam. Die Straße ist nicht öde, da sie auf beiden Seiten mit Häusern und Hütten besetzt ist."

„Ich kann den Weg ganz leicht machen, Selina."

„So kleide Dich an und nimm diesen Brief," sagte sie, mir ein kleines, gefaltetes Papier reichend, das sie unter dem Bettkissen hervorgezogen hatte. „Wenn Du der Hauptstraße von Hallam folgst, so erblickst Du bald zur Linken ein freistehendes Haus mit der Inschrift: Doctor Gregg, Gerichts-Advocat. Hier tritt ein, verlange Doctor Gregg zu sprechen, und gieb ihm diesen Brief. Aber höre wohl, Anne, Du darfst Niemand etwas von dieser Sache sagen. Solltest Du zufällig Herrn Edwin Barley oder sonst Jemand begegnen, und gefragt werden, wohin Du gehst, so sage einfach, Du machst einen Spaziergang. Verstehst Du mich vollständig?"

„Ja."

„Verbirg den Brief, damit er von Niemand gesehen wird, und gieb ihn nur Doctor Gregg selbst. Sage ihm, daß ich hoffe, er würde ihn verstehen, obwohl es mir an Zeit und Ruhe gebrach, klar zu schreiben."

Ich wurde von keinem Menschen bemerkt, als ich das Haus verließ und verfolgte, Kopf und Herz vollauf beschäftigt, die Straße nach Hallam. Wenn ich nun aber Herrn Edwin Barley wirklich begegnete und er mich befragte? Ich wußte, daß ich bei Ausflüchten eine schlimme Figur spielen würde. Denn außerdem, daß ich von Natur aus offenherzig war, hatte auch Mutter mich dazu an-

gehalten, wahr und freimüthig zu sein. Das Briefchen hatte ich zusammengewickelt zwischen meine Hand und den Handschuh gesteckt, um es zu verbergen — wenn er mich bei der Hand faßte und es da fände! Und wenn Doctor Gregg nicht zu Hause wäre — was sollte ich dann beginnen? Den Brief dort lassen oder ihn Selina zurückbringen. Ich hätte sie hierüber befragen sollen.

„Nun, mein kleines Mädchen, wohin gehen Sie?"

Dieser Gruß kam von Herrn Martin, der bei einer Wendung der Straße plötzlich vor mir stand. Mein Gesicht glühte, als ich ihm antwortete:

„Ich mache einen Spaziergang, Herr."

„Dies ist ein entlegener Weg, um ihn allein zu machen. Sie sind ja bald in Hallam."

„Meine Tante Selina weiß davon, Herr," sagte ich in der Besorgniß, er möge mich aufhalten oder mir befehlen, mit ihm zurückzukehren.

„O, dann ist's gut," entgegnete er gutmüthig. „Wie geht es ihr heute?"

„Gar nicht besser, Herr," erwiederte ich, und nun verließ er mich, nachdem er mir noch empfohlen hatte, mich nicht zu verirren.

Bald erreichte ich die erst einzeln, dann in Reihen stehenden Häuser. Dasjenige des Doctor Gregg stand allein, an der Thür sah ich die Tafel mit seinem Namen. Als ich eben überlegte, ob ich klingeln oder klopfen solle, kam ein junger Mann herausgerannt.

„Bitte — ist Herr Gregg zu Hause?“

„Ja,“ sagte er. „Er ist im Bureau, dort finden Sie ihn, wenn Sie ihn sprechen wollen.“

Hiermit führte er mich in das Innere des Hauses und in ein Zimmer, wo ich nichts sah als eine wirre Masse von Gesichtern, obwohl in Wirklichkeit blos drei bis vier da gewesen sein mochten, und nur von meiner Verlegenheit vervielfacht wurden.

„Ein kleines Mädchen wünscht Herrn Gregg zu sprechen,“ rief der junge Mann hinein.

Da trat ein großer Herr mit bleichem Gesichte und grauem Backenbarte vor. Er sagte, er sei Herr Gregg und frug nach meinem Begehren.

„Ich wünsche Sie allein zu sprechen, Herr,“ sagte ich schüchtern.

Er führte mich in ein zweites Zimmer, hier zog ich das Briefchen hervor und gab es ihm. Er las es durch — wie es mir schien, verwandte er viel Zeit für die wenigen Zeilen — sah mich an und las es wieder.

„Sind Sie Anne Hereford?“

„Ja,“ sagte ich, erstaunt darüber, daß er meinen Namen wußte. „Meine Tante, Frau Edwin Barley, trug mir auf, Ihnen zu sagen, Herr, sie sei zu krank gewesen, um besser schreiben zu können, allein sie hoffe, daß Sie ihren Brief dennoch verstehen werden.“

„Ist ihre Krankheit gefährlich?“

„Ich fürchte es.“

Noch immer sah er mich an, das Briefchen zwischen den Fingern umher drehend, und nun konnte ich sehen, daß er mit Blei geschrieben war.

„Kennen Sie den Inhalt dieses Papiees?“ frug er.

„Nein, Herr.“

„Lasen Sie es nicht unterwegs? Es war nicht versiegelt.“

„O — nein! Ich zog es gar nicht hervor.“

„Nun, so sagen Sie Frau Edwin Barley, daß ich vollkommen verstanden habe und ihr augenblicklich gehorchen werde; sagen Sie ihr, daß Alles bereit sein wird, sobald sie zu mir sendet. Und — warten Sie ein wenig. Haben Sie noch einen Taufnamen außer Anne?“

„Ich heiße Anne Ursula.“

„Und wie hieß Ihr Vater? — wie Ihre Mutter?“

„Papa hieß Thomas — Mutter Ursula,“ antwortete ich auf's Höchste verwundert.

Er schrieb die Namen auf, stellte noch mehrere Fragen und begleitete mich bis zur Hausthür, mir zuletzt noch einprägend, ich solle den Wortlaut seiner Botschaft an Frau Edwin Barley nicht vergessen und Niemand erzählen, daß ich in seinem Bureau gewesen sei.

Ich kam glücklich nach Hause und wollte eben in das Krankenzimmer treten, als Fräulein Delves mich leise

rief — Frau Edwin Barley ſchlafe und dürfe nicht geſtört werden.

Ich ging alſo in mein Zimmer hinauf, legte meine Ueberkleider ab und wurde von Charlotte Delves in ihr Schlafzimmer gerufen — es war ſehr hübſch und gerade oberhalb Selina's Zimmer gelegen.

„Machen Sie kein Geräuſch, Liebe, es wird ihr wohl thun, ein wenig ſchlafen zu können."

Um nur ja kein Geräuſch zu machen, ſetzte ich mich auf den nächſten Stuhl. Fräulein Delves ſteckte ein Häubchen auf — ſie hatte ſtets einen reichen Vorrath derartiger ſehr niedlicher Toilettenartikel.

„Fräulein Delves, können Sie mir wohl ſagen, ob Tante geſund wird?"

„Wir wollen es hoffen," entgegnete ſie. „Aber Herr Edwin Barley macht ſich lächerliche Sorge darüber."

„Was aber glauben Sie?"

Fräulein Delves kämmte ihr langes Flachshaar, es waren helle, dichte Locken, ſehr weich und von außerordentlich matter Farbe. Sie wickelte zwei über ihre Finger, bevor ſie mir antwortete.

„Ich glaube, ſie wird wieder geſund werden. Allerdings iſt ſie krank — ſehr krank; aber die Jugendkraft wird ihr darüber hinweghelfen."

„Iſt ſie gefährlich krank?"

„Gewiß, aber wie viele Menſchen lagen lange krank, ſchwebten täglich in Todesgefahr und genaſen doch! Das

Schlimmste bleibt ihre Aufregung und Ruhelosigkeit — das gefällt den Aerzten nicht. Allerdings ist's kein Wunder bei solchen Ereignissen und solcher Unruhe im Hause. Sie hätte zu keiner schlimmeren Zeit erkranken können. Aber ich denke, sie hat eine gute Constitution."

„Mutter sagte oft, das sei bei allen Carews der Fall. Sie lebten alle lange."

Charlotte Delves blickte sich nach mir um.

„Ihre Mutter lebte nicht lange. Sie starb jung — verhältnißmäßig."

„Aber die Krankheit meiner Mutter war keine natürliche — ihr Ursprung lag in einer Verletzung, die sie sich in Indien zugezogen hatte. Ach, Fräulein Delves, kann nichts gethan werden, um Selina zu retten?!"

„Mein Kind, es wird Alles gethan, was zu thun ist. Die Aerzte sprachen von einer Erschütterung des ganzen Systems, aber — wie gesagt, sie hat ihre Jugend für sich. Sie müssen nicht zu ängstlich sein — das hilft zu Nichts. Machten Sie heute Morgen einen angenehmen Spaziergang?"

„Ja."

Ihr Haar war nun geordnet und am Kopfe die elegante Haube befestigt, deren Spitzenbarben über ihre Locken herabfielen. Dann nahm sie Uhr und Kette und warf einen Blick aus dem Fenster, als sie die letztere um den Hals warf.

„Da kommt ein Polizeidiener nach dem Hause — was mag er wollen?“

„Sind noch keine Nachrichten über George Heneage gekommen?“

„Nein,“ antwortete sie, „aber Heneage-Grange wird strenge überwacht.“

„Ist es in unserer Nähe?“

„O nein — mehr als hundert Meilen entfernt. Die Polizei hält es nicht für unwahrscheinlich, daß er gleich nach der That dorthin flüchtete. Wie man berichtete, wurde aber das Haus — Heneage Grange — vergeblich nach ihm durchsucht. Doch will die Polizei sich dadurch nicht überzeugen lassen, daß er nicht etwa dort verborgen ist und sie beobachtet den Platz im Geheimen.“

„Ach Gott — ich will hoffen, daß sie ihn nicht finden!“

Ich sagte dies schaudernd. Das Auffinden George Heneages schien für mich der Beginn neuer entsetzlicher Ereignisse zu sein. Charlotte Delves sah mich überrascht und vorwurfsvoll an.

„Sie hoffen, daß man ihn nicht findet! Sie wissen wohl nicht, was Sie sagen, Fräulein Hereford. Ich gäbe die Hälfte meiner keinen Habe dafür, ihn gefangen und — gehangen zu sehen. Was für ein Recht hatte er, dem jungen Manne das Leben zu nehmen? oder solche Sorge über eine gute Familie zu bringen?“

Sie hatte Recht.

„Herr Edwin Barley hat einen schweren Eid gethan ihn aufzuspüren, und früher oder später wird es ihm gelingen. Lassen Sie uns jetzt hinabgehen, Fräulein Hereford."

Der Polizist war gar nicht dieser Angelegenheit wegen gekommen, sondern wegen eines Wilddiebstahls. Herr Edwin Barley trat eben aus dem Zimmer seiner Frau, als wir leise daran vorbei schlichen, und Charlotte Delves frug, ob sie wach sei.

„Wach? Ja, und in höchst aufgeregtem Zustande," antwortete er in gereiztem Tone. „Sie schläft nicht drei Minuten ununterbrochen. Das giebt wenig Hoffnung auf Genesung. Nun hat sie sich gar in den Kopf gesetzt, daß sie sterben wird, und verlangt nach dem Pastor Martin."

Darauf näherte er sich dem wartenden Polizeidiener und Charlotte Delves eilte mit mir zu Frau Edwin Barley. Selina's Wangen waren noch mit hectischer Röthe überzogen — in den blauen Augen flammte ein wildes, unstätes Licht.

„Wenn Sie sich nur beruhigen wollten, Frau Edwin Barley."

„Ich bin so ruhig, als man es von mir erwarten kann," erwiederte sie mit einiger Ungeduld. „Mein Mann soll nur schweigen, mit ihm ist's schlimmer, als mit mir. Nun sagt er, die Aerzte behandelten mich verkehrt und will einen dritten herbeirufen. Ich denke, je mehr ih-

rer sind, um so eher werde ich mit ihrer Hülfe — sterben."

„Wenn ich nur wüßte, was Ihnen Ruhe geben könnte," sagte Charlotte Delves mit freundlicher, herzlicher Stimme.

„Ich bin sehr durstig — habe alle Limonade ausgetrunken — bitte bringen Sie wieder welche herauf. Du, Anne, bleibe bei mir."

Charlotte Delves entfernte sich mit der Limonadenflasche und Selina zog mich dicht an sich heran.

„Nun — was bringst Du für Botschaft, Anne! Hast Du Herrn Gregg gesehen?"

Ich entledigte mich meiner Botschaft, so wie sie mir aufgetragen worden war.

Es sei gut, sagte sie, und wandte sich in ihrer Ruhelosigkeit von mir ab.

Im Laufe des Nachmittags erschien Herr Martin und brachte nun viele Stunden des Tages bei Selina zu. Ein oder zwei Tage verflossen, ohne daß eine Aenderung eingetreten wäre: sie blieb sehr krank und George Heneage verschollen.

Am Freitag ging ich nochmals nach Hallam. Philipp King sollte am Sonnabend beerdigt werden, und meine Botschaft schien damit in Verbindung zu stehen. Diesmal sandte Selina keinen Brief, sondern einen geheimnißvollen mündlichen Auftrag.

„Sprich allein mit Herrn Gregg, wie neulich," be-

fahl sie mir. „Sage ihm, das Begräbniß findet morgen Vormittag elf Uhr statt, er soll zur Hand sein und seinen Augenblick benutzen. Du kannst auch erwähnen, daß ich nun zu krank bin, um schreiben zu können."

„Was soll ich ihm sagen — Selina?"

„Wiederhole ihm meine Worte genau, er wird sie verstehen, wenn auch Du es nicht thust. Weshalb läßt Du mich so viel sprechen?" setzte sie ärgerlich hinzu. „Ich sende lieber Dich als einen Diener in dieser geheimen Angelegenheit."

Ich besorgte meinen Auftrag, und sah Selina — ausgenommen eine Minute bei meiner Rückkehr von Hallam — an diesem Tage nicht mehr.

Im Hause hieß es, sie fühle sich ein klein wenig besser. Herr Edwin Barley hatte Wort gehalten — ein dritter Arzt war nun im Hause, ein feierlicher alter Herr, in schwarzer Kleidung und goldener Brille. Man sagte, er sei derselben Ansicht, wie seine zwei Collegen, doch wußte Niemand, als Fräulein Delves, ob dies wirklich der Fall war.

Am Sonnabend Morgen war das Haus seit dem Morgen sehr belebt. Leute kamen hin und wieder, die Diener ordnen, treffen Vorbereitungen — Alles in stiller ernster Weise. Die Dienerschaft trug Trauergewänder. Herr Edwin Barley erschien in ganz schwarzem Anzuge und Charlotte Delves rauschte im schweren schwarzen Seidenkleide von Zimmer zu Zimmer. Philipp King war

entfernt mit ihr verwandt gewesen. Frau Edwin Barley's Zustand war nicht schlimmer, eher besser, meinten die Aerzte. Soviel wir Laien sehen konnten, war eine Besserung im Halse eingetreten, im Uebrigen hatte ihre Schwäche sehr zugenommen.

Das Leichenbegängniß ging spät vor sich. Die Uhr schlug eben elf, als der Zug die Allee durchschritt auf seinem Wege nach der Kirche, einem altmodischen, kleinen Gebäude, das zwischen Hallam und dem Hause gerade in der Mitte lag. Im ersten, schwarzbehangenen Wagen saß der Pastor, Herr Martin, hierauf kam der Leichenwagen, dann zwei Trauerkutschen. In der ersten befanden sich Herr Edwin Barley, dessen Bruder und zwei mir unbekannte Herren — (dies waren alle Leidtragenden): in der zweiten saßen bloß die sechs Leichentuchträger. Einige Männer mit Trauerflor schritten neben dem Wagen einher, deren jeder von vier mit schwarzen Federn geschmückten Rappen gezogen wurde.

„Ist der Zug noch zu sehen, Anne?"

Diese Frage kam von meiner Tante, denn an dem Fenster ihres Zimmers stand ich eben und guckte zwischen den Blenden hervor. Ich sagte ihr, daß der Zug seit einigen Minuten verschwunden sei und jetzt schon das Parkthor überschritten haben müsse.

„Dann gehe hinab, Anne, und öffne die Hallenthür. Dort warte, bis Herr Gregg kömmt, er wird einen Schreiber mit sich bringen und diese beiden Herren führe so-

gleich zu mir herauf. All' das muß leise und ruhig vor sich gehen, mein Kind."

Kaum fünf Minuten später erschienen Herr Gregg und ein junger Mann. Ich schloß die Hallenthür und führte sie die Treppe hinauf, wobei sie so vorsichtig auftraten, als fürchteten sie gehört zu werden.

Selina hielt Herrn Gregg die Hand entgegen.

„Wie befinden Sie sich heute, Frau Edwin Barley?"

„Die Aerzte sagen besser," antwortete sie, „ich will hoffen, daß es so ist. Haben Sie Alles vorbereitet?"

„Alles," erwiederte er, ein Pergament aus der Tasche ziehend. „Soll ich es vorlesen?"

„Ja — damit ich sehe, ob Sie meinen Brief vollkommen verstanden haben. Ich hoffe, es währt nicht lange. Die Kirche liegt in der Nähe, wie Sie wissen — Sie werden also bald zurück sein."

„Er ist ganz kurz," entgegnete Herr Gregg sich hinabbeugend, um sie verstehen zu können; denn sie sprach leise und undeutlich. „Wo soll mein Schreiber warten, bis ich es Ihnen vorgelesen habe?"

Sie sandte uns — den Schreiber und mich — in ihr Ankleidezimmer, wo wir allerdings Herrn Gregg's Stimme lesen hörten, aber weder Sinn noch Worte auffassen konnten. Ein einziges Mal drangen die Worte „Anne Ursula Hereford" zu mir und bald darauf rief man uns wieder hinein.

„Geh hinab, Anne, suche Jemima auf und bringe sie hierher," war der nächste Auftrag.

„Soll ich ihr die Arznei geben?" frug Jemima, als sie mir die Treppe hinauf folgte.

„Ich weiß es nicht."

„Können Sie klug sein und schweigen, Mädchen?" frug der Advokat.

Jemima öffnete die Augen groß, erst über den Anblick des Herrn, dann über diese Frage. In ihrer Ueberraschung vergaß sie zu antworten und Frau Edwin Barley winkte ihr, dicht an sie heranzutreten.

„Ich bin überzeugt, Jemima, Du fühlst, daß ich Dir eine gute Herrin war, und als Preis Deiner Erkenntlichkeit fordere ich jetzt einen kleinen Dienst von Dir. Der jetzige Zustand meiner Gesundheit machte den Wunsch in mir lebendig, ein Testament zu machen über das geringe eigene Vermögen, das ich besitze, nach meiner Ansicht zu verfügen. Ich will diese Schrift so eben unterzeichnen und Du und Herrn Gregg's Schreiber, ihr sollt die Echtheit meiner Unterschrift bezeugen. Der Dienst aber, den Du mir leisten sollst, ist: Mit Niemanden hierüber zu sprechen. Kannst Du mir das versprechen?"

„Gewiß kann ich das, Frau Edwin Barley," antwortete die Magd in ernstem Tone, und es war offenbar ihr aufrichtiger Wille, Wort zu halten.

„Für meinen Schreiber stehe ich Ihnen gut," fiel jetzt

Herr Gregg ein, als er Frau Edwin Barley aufrichtete und ihr das Pergament vorlegte.

Sie setzte ihren Namen unter die Schrift, „Selina Barley," der Schreiber den seinigen, „William Dixon" und endlich Jemima den ihrigen „Jemima Lea." Herr Gregg meinte, es sei möglich, Jemima's Namenszug zu lesen, und das war auch Alles, was sich darüber sagen ließ. Sie entfernte sich und bald darauf verließen auch Herr Gregg und der Schreiber das Haus in derselben stillen, vorsichtigen Weise, in der sie es betreten hatten.

Eben hatte ich die Thüre hinter ihnen geschlossen, als ich zu meinem Entsetzen das verhängnißvolle Rauschen von Charlotte Delves' Seidenkleide hinter mir hörte, die eben in die Halle trat. Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen gehabt.

„Wer ist da fortgegangen?"

Aber ich war die Treppe schon zur Hälfte hinauf und that, als hätte ich nichts gehört. Fräulein Delves öffnete die Thür und sah ihnen nach. Im selben Momente aber war Memina sichtbar, die sogleich von Charlotte Delves festgehalten und ohne Zweifel hart ins Gebet genommen ward.

„Wenn ich jetzt sterbe, meine liebe Anne, so bist Du versorgt. Wenigstens —"

„Oh Selina, Selina! Sie können — Sie werden nicht sterben!"

„Vielleicht nicht — ich will es hoffen. Ja, ich hoffe

es, Anne, trotz der eingebildeten Mahnung, die am Ende doch nichts weiter gewesen sein mag, als ein Traum. Was Du mir von Ursula erzähltest, spukte wahrscheinlich in meinem Hirn. Wenn Du mir jemals wieder eine solche Geschichte erzählst, Anne, so werde ich Dich strafen!“

Mein Gewissen machte mir Vorwürfe — allein ich hatte ja blos dem Gebote meiner Mutter gehorcht, und dies immer zu wiederholen, erleichtert mich jetzt noch.

„Wenigstens so gut versorgt, als es in meiner Macht steht,“ fuhr sie fort, als wäre keine Unterbrechung eingetreten. „Ich habe Dir meine viertausend Pfund verschrieben. Sie sind auf gute Zinsen angelegt — fünf Procent und ich bestimmte, daß diese Zinsen liegen bleiben und anwachsen sollen bis zu Deinem achtzehnten Jahre. Dann erhältst Du die freie Verfügung darüber. Dies reicht hin, Dich zu erhalten, Dir zu ersparen, Erzieherin zu werden. Bleibe ich aber am Leben, so ist, sobald Du die Schule verlässest, dieses Haus Deine Heimath. Der ganze Erzieherinnen-Plan war offenbar nur ein Scherz — Ursula konnte nie im Ernste an so etwas gedacht haben. Was würde die Welt für Augen machen, eine Enkelin der Keppe-Carews ihr Brod als Erzieherin verdienen zu sehen!“

Das Testament lag noch auf dem Bette. Sie befahl mir, es in dem gegenüberstehenden Schrank zu verwahren, indem sie die Schlüssel unter dem Kopfkissen hervornahm.

Unter ihrer Anweisung suchte ich den passenden Schlüssel, versperrte das Testament allein in eines der Schubfächer, worauf Selina die Schlüssel wieder unter das Kissen schob. Als wir so weit waren, konnte sie gar nicht mehr sprechen, und Charlotte Delves, die eben hereinkam, frug, was sie gethan habe, um ihre geringen Kräfte so zu schwächen.

Nach der Rückkehr vom Begräbniß folgte ein trauriger Tag. Herr Edwin Barley wußte offenbar nicht, was er mit sich selbst beginnen solle. — Die Uebrigen hatten das Haus gleich wieder verlassen. Einen großen Theil des Nachmittags brachte Herr Martin allein bei Selina zu; erst wußte ich dies nicht und sah hinein. Der Priester kniete laut betend vor ihrem Bette. Ich schloß die Thür schnell wieder in der Hoffnung, man habe mich nicht gehört, Am Abend schien Selina bedeutend wohler. Sie konnte im Bette sitzen und einige Löffel voll Veilchenwurzsaft nehmen. Herr Edwin Barley, der im Lehnstuhl am Camin saß, meinte, dies sei ein „mattes“ Ding, es wäre ihr besser, entweder Branntwein oder Wein, oder beides zu trinken.

„Laß mich ein wenig davon hier hinein geben, Selina,“ rief er aus, da er wirklich die ganze Zeit über schon gewünscht hatte, ihr davon geben zu können.

„Ich habe Angst es zu nehmen — bitte, quäle mich nicht,“ antwortete sie schwach, und es war merkwürdig, wie schwach ihre Stimme wurde. „Du weißt, was die

Aerzte sagen, Edwin. Sobald die Entzündung (oder was es sein mag) im Halse geschwunden ist, kann man mich von Stunde zu Stunde — ätzen. Vielleicht erlauben sie mir schon morgen damit zu beginnen."

„Wenn sie nicht bald dazu sehen, so werden sie Dich so schwach machen, daß — — daß wir Dir dann täglich eine große Flasche Branntwein geben müssen!" Ich denke, die Schlußworte nach der Pause sagten nicht, was er anfangs hatte sagen wollen. Er sprach jetzt scherzend: „Ich weiß, die beste Arznei für Dich wären Reizmittel gewesen und sagte es Doktor Lowe erst heute wieder — aber er will nichts davon hören. Wäre Eins nicht, so würde ich die Sache in die Hand nehmen und Dich schon jetzt ein Glas Branntwein trinken lassen."

„Wenn was nicht wäre?" frug sie mit ihrer kaum vernehmbaren Stimme.

„Die Angst, daß es Dir doch schaden könnte."

Jemima erschien mit einem Lichte unter der Thüre — ein Zeichen für mich. Selina küßte mich zweimal und sagte, sie hoffe, morgen das Bett ein wenig verlassen zu können. Ich näherte mich Herrn Edwin Barley.

„Gute Nacht, Herr."

„Ah — ist dies Ihre Schlafenszeit, Kleine? Gute Nacht."

Sechstes Capitel.

Todt!

Acht Uhr Morgens, und die Kirchenglocken tönen hinaus in die von Sonnenschein erfüllte Luft! Alles sah so fröhlich aus, als ich an diesem Sonntagsmorgen die Blenden aufzog — die, des Todesfalles wegen, eine Woche lang nicht geöffnet worden waren. Ohne auf Jemima zu warten, warf ich mich in mein Sonntagskleid mit dem dichten schwarzen Crepebesatz. Heute sollte ja das Haus wieder geöffnet sein — Selina das Bett für kurze Zeit verlassen.

Ich übereilte meine Toilette, ich fürchte, ich übereilte mich auch in meinem Gebete. Unten war Alles so still — ich dachte, man hätte mich vergessen. Als ich hinabging, pochte ich an Selina's Thür und horchte nach einer Antwort. Da kam Jemand hastig die Treppe heraufgerannt. Es war Sarah.

„Sie können hier nicht hinein, Fräulein," sagte sie.

„Ich will sehen, wie es meiner Tante geht."

„Oh, sie — sie — Ich sage, Sie können da nicht hineingehen. Ihre Tante kann Sie in diesem Augenblicke nicht sehen — bitte, gehen Sie hinab in Fräulein Delves' Zimmer."

Die Thürklinke gehorsam loslassend, ging ich einige Stufen hinab. Sarah eilte ins obere Stockwerk. Aber das Benehmen des Mädchens hatte mich beunruhigt, und ohne zu glauben, daß ich ein Unrecht thue, ging ich zurück und öffnete vorsichtig die Thür. Die Vorhänge waren rings um das Bett zugezogen.

„Selina, sind Sie wieder krank?"

Keine Antwort — ja, es mußte schlimmer mit ihr stehen. Vielleicht hatte man Blutegel an ihren Hals gesetzt — ich hatte das einmal bei Jemand Anderem gesehen und diesen Anblick nie vergessen können. Jetzt mit einem Male fiel mir der Zustand des Zimmers selbst auf, es sah so seltsam aus, so — aufgeräumt. — Voll Angst vor den Blutegeln zog ich die Vorhänge fort.

Ach — was ich nun sah, waren nicht Blutegel, sondern ein stilles, geisterbleiches Antlitz. Allerdings das Antlitz meiner Tante Selina, aber — todt. Bei diesem entsetzlichen Anblicke kreischte ich auf und flüchtete in Sarah's Arme, die eben herzukam.

„Was ist geschehen?" rief Charlotte Delves herzueilend aus.

„Nun — Fräulein Hereford war da drin, und ich sagte ihr doch, sie solle nicht hineingehen!“ rief Sarah aus, mein Gesicht schmeichelnd an sich drückend, als sie sprach. „Warum hörten Sie auch nicht auf mich, Fräulein!“

„Ich wußte nicht, daß Fräulein Hereford schon auf sei, sie hätte auf Jemima warten sollen,“ sagte Charlotte Delves, meinen Arm fassend und mich hinab in ihr Zimmer führend.

„Oh, Fräulein Delves, Fräulein Delves, was ist das?“ schluchzte ich. „Ist sie wirklich todt?“

„Sie ist todt, es ist nur zu wahr, meine Beste. Aber es thut mir sehr leid, daß Sie hineingingen. Das ist wieder ein Streich dieser unaufmerksamen Jemima!“

„Wie — ein Streich von mir?“ fiel Jemima, die von dem Lärm angelockt herbeigekommen war, ärgerlich ein.

„Nun, ist es keine Unaufmerksamkeit, daß Du das Kind sich allein ankleiden und im Hause umher gehen lässest? Ich denke heute Morgen unter allen Tagen hättest Du sorgsamer sein können.“

„Ich war vor acht Uhr oben, da schlief sie noch fest,“ antwortete Jemima in ihrem schnippischsten Tone. „Wer hätte wissen sollen, daß sie dann auf einmal aufwachen und herab kommen würde?“

„Warum ist sie gestorben? Was hat ihr den Tod gegeben?“ frug ich, während meine Thränen mich zu ersticken drohten. „Todt, todt! — meine Tante todt!“

„Um elf Uhr gestern Abend ward sie mit einem Male schlechter und man sandte schnell nach Doktor Lowe," erklärte Fräulein Delves, „aber er konnte sie nicht retten— um zwei Uhr starb sie."

„Wo war Herr Edwin Barley?"

„Bei ihr."

„Nicht als ihr Zustand sich verschlimmerte," fiel Jemima ein, „da war ich mit ihr allein, denn die Reihe des Wachens war diese Nacht an mir und sie hatte ganz heiter zu mir gesprochen. Bevor ich mich im Armstuhle zur Nacht bequem machte, sah ich noch einmal nach ihr — gerechter Gott — mein Herz ging tick-tack, als ich die Veränderung sah! Ich rannte schnell zu Herrn Edwin Barley — er kam — sandte nach Doktor Lowe — Alles Mögliche ward versucht, aber nichts half."

In meiner tiefen Trostlosigkeit wandte ich mich zu Fräulein Delves. „Gestern Abend befand sie sich wohler" — sagte ich wie bittend, „sie erholte sich zusehends."

„Das war eine trügerische Besserung," erwiederte Charlotte Delves und auch sie schien ernsthaft betrübt zu sein. „Lowe sagte, er hätte uns dies gleich sagen können, wenn er am Abend hier gewesen wäre. Herr Edwin Barley aber gerieth in heftigen Zorn gegen ihn und warf ihm vor, die Behandlung der Aerzte habe sie getödtet."

„Ist das wahr?" frug ich hastig, als hätte diese That-

sache sie ins Leben zurückrufen können. Wissen die Aerzte, woran sie starb?"

„Was das betrifft, so denk' ich, weiß keiner von ihnen allzuviel," antwortete Charlotte Delves. „Die Aerzte sagen, daß die Krankheit in Vereinigung mit der Erschütterung ihres Nervensystems nicht zu bewältigen war. Herr Edwin Barley dagegen behauptet, es wäre möglich gewesen. Lowe theilte mir heute mit, er habe von vorn herein nur wenig Hoffnung gehabt."

„Konnte aber den Mund nicht aufthun, es zu sagen!" wandte Jemima ein. „Er ist so — wie alle Doctoren sind! — Unser Herr ist ganz von Sinnen."

Sie versuchten mir ein wenig Frühstück aufzunöthigen, aber ich vermochte weder zu essen noch zu trinken. Jemima meinte, sie hätte das ihrige vor „einer Ewigkeit" schon gehabt, denn Niemand von der Dienerschaft war zu Bett gegangen.

„Jedenfalls trifft sonst Niemand eine Schuld," bemerkte Charlotte Delves. „Alle Vorschriften der Doctoren wurden auf das Pünktlichste, Gewissenhafteste befolgt."

„Weshalb holte man mich nicht, damit ich sie noch einmal sehen konnte?"

„Kind, sie frug nicht nach Ihnen — war nicht mehr im Stande irgend einen Gedanken zu fassen. Für Sie aber wäre es nur ein Entsetzen erregender Anblick gewesen!"

„Das ist wahr," fügte Jemima hinzu. „Als ich am Abend so ahnungslos nach ihr hinblickte und den Tod auf ihrem Gesichte geschrieben sah, lief ich entsetzt zum Herrn, und dachte —"

„Und dachten was?" frug Charlotte Delves, denn Jemima hielt inne.

„Nichts besonderes, Fräulein Delves. Nur fand ich Etwas, was im Laufe des Tages vorgefallen war, seltsam," fügte Jemima mit einem bedeutungsvollen Blicke auf mich hinzu. „Der Herr war halb entkleidet in seinem Zimmer und lief mir eilig nach, so wie er war. Kaum hatte er einen Blick auf sie geworfen, so rief er aus, sie sterbe und sandte einen Diener nach Doctor Lowe, einen zweiten nach dem Arzte von Nettleby. Lowe war bald zur Stelle, der andere aber kam erst, als Alles schon vorbei war. Sie starb um zwei Uhr."

Jemima hätte ewig bei diesen Einzelheiten verweilen können, ich aber fühlte mich elend, als ich ihr zuhörte. Selbst jetzt, wie ich da schreibe, kommt ein Gefühl von Ohnmacht über mich bei der bloßen Erinnerung. Ich ging nach der Halle, lehnte den Kopf gegen die Thüre des Speisesaales und schluchzte ohne zu vermuthen, daß Jemand in der Nähe sei, als Herr Edwin Barley vorsichtig die Thür öffnete und herauskam.

„Weinen Sie nicht so, Kind."

„Ah — ich habe gar nicht Abschied von ihr genommen, Herr! Ich sah sie nicht mehr, bevor sie starb."

„Könnten blutige Thränen sie ins Leben zurückrufen, so würde sie wieder zwischen uns stehen," sagte er beinahe wild vor Schmerz. „Sie haben sie mit vereinter Kraft getödtet, Anne, und bei Gott! gäbe es ein Gesetz, daß sie fassen könnte, sie sollten es fühlen!"

„Wer, Herr?"

„Die Aerzte. Als saubere Aerzte haben sie sich erwiesen! — Weshalb zittern Sie so, mein Kind? — Sie haben die Krankheit von Anfang an nicht erkannt — es ist eine solche, die der möglichst kräftigen Hülfe von Reizmitteln bedarf — sonst kann das geschwächte Nervensystem sie nicht bekämpfen. Aber diese Doctoren gaben ihr keine, hielten sie bei Wasser und — hier liegt sie nun! Ach hätte ich doch gethan, wie es mir ewig im Sinne lag," fuhr er fort, die Hände schmerzlich zusammenschlagend, „hätte ich doch ihre Behandlung in meine Hände genommen und es gewagt, die Verantwortlichkeit zu tragen! Sie wäre noch am Leben!"

Wenn je ein Mensch den wahren Gefühlen seines Herzens Ausdruck gab, so schien Herr Edwin Barley es damals zu thun und ein klein wenig meiner Abneigung gegen ihn schwand — aber nur ein klein wenig.

„Es thut mir sehr leid, mein Kind, daß Sie zu solcher Zeit in unser Haus kommen mußten — es scheint jetzt ein Fluch auf ihm zu lasten. Gehen Sie zu Charlotte Delves — sie soll bestens Sorge für Sie tragen."

Als ich mich entfernte, schloß er sich wieder ein. O,

dieser ruhelose Tag! Dieser jammervolle Tag! Dieser und der Todestag meiner Mutter leben noch in meiner Erinnerung als die zwei traurigsten Momente meines Lebens, die in ihrer schrecklichen Bitterkeit hervorleuchten aus allen anderen Stürmen.

Eine Weile rannte ich ruhelos im Hause umher — dann begann ich neuerdings zu weinen — dann wieder legte ich meinen müden Kopf auf die Kissen des Sophas. Fräulein Delves war sehr freundlich gegen mich, allein was war mir damals an der Freundlichkeit der ganzen Welt gelegen? Es schien mir, als könne ich nie, nie wieder glücklich sein. Ich hatte Selina so sehr geliebt!

Ich mußte sie wieder sehen. Es war so gut als hätte ich sie am Morgen gar nicht gesehen, denn damals hatte der erste betäubende Schlag mich aller Sinne beraubt. Ich hatte Mutter nach ihrem Tode so oft angesehen, daß die Scheu vor solchem Anblicke, die Kindern gewöhnlich eigen ist, bei mir kaum mehr vorhanden war. So wartete ich denn eine Gelegenheit ab, um hinauf zu schleichen.

Ich fand sie zur Dämmerzeit. Als ich an dem Zimmer vorüberkam, sah ich die Thür offen stehen, und vermuthete, eine der Dienerinnen möge drinnen sein. Entschlossen trat ich hinein an das entferntere Bettende, das dem Fenster am nächsten lag, bei dem schon schwindenden Tageslichte.

Aber ich konnte nicht sogleich den Muth finden, den

Vorhang zurückzuschlagen und setzte mich einstweilen auf einen niedrigen Stuhl zu Fuße des Bettes, um zu warten, bis ich mich herzhaft genug dazu fühlen würde. Ehe dieser Moment noch gekommen war, erschien Herr Edwin Barley.

Er kam leise mit einem Lichte in der Hand herein, mich durch sein Erscheinen zum Tode erschreckend. Wahrscheinlich war er es gewesen, der die Thür offen stehen ließ — wohl um das Licht zu holen, das er jetzt in der Hand hielt. Er näherte sich dem Bette nicht, wenigstens nicht von der Seite, an der ich saß, sondern schien etwas zu suchen, denn er stöberte umher und öffnete einige Schubfächer. Aengstlich kauerte ich mich in meinen Stuhl, ich fühlte, ich sei hier nicht an meinem Platze, und als er gar zur Thür trat und Charlotte Delves rief, fühlte ich mich wie vernichtet.

„Wo sind die Schlüssel meiner Frau?“ frug er, als sie sich unter der Thüre zeigte.

„Ich weiß es nicht,“ war ihre Antwort, und damit begann sie im Zimmer umher zu suchen, wie er es vorhin gethan, „sie werden hier irgendwo liegen.“

„Sie wissen es nicht! Es war Ihre Sache, Charlotte, sie in Gewahrsam zu nehmen. Ich will ihr Schreibpult durchsuchen, man kann nicht wissen, ob sie keine Anordnungen hinterließ.“

„Ich vergaß in der That gänzlich der Schlüssel,“ sagte Charlotte Delves sich entschuldigend. „Ich will die

Mägde fragen, die im Zimmer waren. Aber — hier sind sie, hier in dem Porzellankorbe auf dem Kamingesimse," rief sie plötzlich aus. „Ich wußte wohl, sie mußten sich hier finden."

Herr Edwin Barley nahm die Schlüssel und verließ — das Schreibpult unter dem Arm — das Zimmer. Charlotte Delves folgte ihm und zog die Thüre hinter sich zu. Ich aber war zu sehr geängstigt worden, um jetzt noch länger bleiben zu wollen, stahl mich hinter ihnen hinaus und wartete dann im Schatten längs der Mauer. Sie waren auf der Mitte der Treppe angelangt — an jener Stelle, die zu Herrn Edwin Barley's Arbeits-Cabinet führte — hier standen sie nun und sprachen in gedämpftem Tone. Charlotte Delves erzählte ihm von dem Besuche des Advocaten Tags zuvor.

„Ich erwähnte dessen nicht früher," bemerkte sie, „denn so lange die arme Frau Edwin noch am Leben war, kam es mir nicht zu, Ihnen zu berichten, was sie that; der heutige Tag aber war zu voll von Sorge und Unruhe. Gregg war hier und mit ihm ein Schreiber. Das kleine Fräulein Hereford ließ sie hinaus und vermuthlich auch herein. Für einen Besuch war die Zeit sonderbar gewählt, eben die Stunde des Leichenbegängnisses.

Kann man ahnen, wie ich erschrak, als Fräulein Delves dies erzählte? Ich hatte kein Unrecht gethan — hatte blos Frau Edwin Barley's Befehlen gehorcht; doch konnte ich jetzt nicht wissen, welch einen Theil der Schuld ihr

Gemahl auf meine Schultern laden und wie er mich bestrafen würde.

„Sonderbar — was kann Gregg zu dieser Zeit hier gemacht haben — überdies mit einem Schreiber, und — wie Sie zu vermuthen scheinen — im Geheimen?“ erwiderte Herr Edwin Barley. „Sollte er in Folge einer Aufforderung sich eingefunden haben, um irgend eine Rechtsangelegenheit für meine Frau zu ordnen?“

„Wenn dem so wäre, weshalb hatte sie nöthig, es Ihnen zu verheimlichen?“ rief Charlotte Delves, und ein bitterer, eifersüchtiger Klang lag in ihrer Stimme — eifersüchtig auf die Rechte ihres Vetters, Edwin Barley.

„Ich weiß es nicht — vielleicht kann das kleine Mädchen mir Aufklärung geben — rufen Sie es herauf.“

Ein neuer Schreck für mich. Allein schon in der nächsten Secunde widerrief seine Stimme diese Anordnung.

„Doch nein, Charlotte, lassen Sie es sein. Wenn ich einer Erklärung bedarf, so werde ich Anne Hereford gelegentlich selbst befragen. Hat meine Frau aber Etwas unternommen, ein Testament gemacht oder Gregg irgend andere Weisungen gegeben, so werden wir es bald erfahren.“

„Ein Testament gemacht!“ rief Charlotte Delves aus.

„Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß sie dies that, ohne mit mir darüber zu sprechen, aber sie konnte so handeln, sie war großjährig,“ erwiderte Herr Edwin Barley.

Er ging mit dem Pulte in sein Cabinet, Fräulein Delves nahm den Weg über die Treppe hinab. Ich kam gleichzeitig mit ihr nach ihrem Zimmer — ach! ohne meine theure Tante Selina gesehen zu haben.

Am nächsten Tage, als sie in ihrem Sarge lag, führte man mich zu ihr, ihre Züge waren sehr ruhig und friedvoll, wie es bei Todten meist der Fall zu sein pflegt, ob sie nun eines ruhigen Todes gestorben sind oder nicht. Einige Herbstblumen waren auf das Bahrtuch geworfen.

Als ich, das Gesicht von Thränen überströmt, aus dem Zimmer trat, stand Doctor Lowe vor mir.

„Ach Herr," rief ich im Uebermaß meines Schmerzes, „woran ist sie gestorben? Konnten Sie sie nicht retten!?"

„Mein liebes Kind, die wirkliche Ursache ihres Todes war Erschöpfung," antwortete er. „Die Krankheit ergriff sie mit aller Heftigkeit und sie war zu schwach, ihr widerstehen zu können. Sie retten aber, das hätte nur Gott allein gekonnt!"

Dies Mal gab es keine gerichtliche Todtenschau.

Die Aerzte bestätigten einfach den Tod und dessen Ursache. Das Haus wurde noch strenger verschlossen als zuvor — die Dienerschaft sprach nur flüsternd miteinander — und tiefere Trauerkleidung wurde für sie vorbereitet. In Selina's Pult hatte Herr Edwin Barley ein Papier gefunden — einige mit Blei geschriebene Zeilen, für den Fall, daß sie „unglücklicher Weise sterben sollte". Sie hatte folglich in der That eine Ahnung des nahenden

Todes empfunden. In diesen nannte sie mehrere Personen, deren Anwesenheit bei ihrem Begräbnisse sie wünschte, unter ihnen Herr Gregg.

Wieder Sonnabend und wieder ein Leichenzug! Seit jener Zeit und bis zu dieser Stunde standen Sonnabend und Leichenzüge für mich in gewisser Verbindung. Am Morgen dieses Tages hatte ich einen angenehmen Traum gehabt. Ich sah Selina in strahlend weißem Gewande, und sie sagte mit friedlicher, glücklicher Miene: ihre Sünden seien getilgt worden durch das Blut Jesu Christi, des Erlösers. Am Abend zuvor hatte ich mich in den Schlaf geweint, in der Hoffnung, dem möge so sein.

Dies Mal ward die Feierlichkeit für 12 Uhr angesetzt. Der lange Zug — der länger als der erste gewesen war — wand sich die Allee hinab. Herr Edwin Barley fuhr allein in einem Wagen, vielleicht wollte er keine Zeugen seines Schmerzes; drei oder vier Trauerwagen folgten und einige Privat-Equipagen, unter diesen als erste die des Herrn Barley. Keiner im Hause hatte trockene Augen, ausgenommen Charlotte Delves. Sie hatte ich gar nicht weinen gesehen, weder jetzt noch vorher. Der schmale Crepe-Besatz an ihrem Kleide war breiter geworden und schwarze Bandschleifen fielen um ihre Locken. Ich schluchzte, bis die Herren vom Begräbnisse zurück kehrten, und diejenigen, die überhaupt in's Haus traten, kamen eben in das Zimmer, in welchem ich Zuflucht gesucht hatte, in den Speisesaal. Es war ein schrecklicher Anblick für mich,

diese Menschen mit den Crepe-Armschleifen und umflorten Hüten; ich zog mich daher in die entlegenste Ecke zurück, zwischen dem Credenztische und einem Seitentischchen. Allein bald entfernten die Leute sich, einige leise Abschiedsworte an Herrn Edwin Barley richtend, bevor sie die bereit stehenden Wagen bestiegen. Herr Gregg, der Advocat, und Herr Barley blieben.

„Entschuldigen Sie mein Hierbleiben," sagte der Advocat zu Herrn Edwin Barley, „ich komme nur der Bitte Ihrer verstorbenen Gemahlin nach. Sie trug mir auf, im Falle ihres Todes nach dem Begräbnisse hier zu bleiben, um ihr Testament zu lesen."

„Ihr Testament!" — wiederholte Herr Edwin Barley.

„Sie setzte ihren letzten Willen auf, kurz bevor sie starb. Sie gab mir ihre Instructionen dazu im Geheimen, obwohl sie nicht erwähnte, was für Beweggründe sie zu dieser Geheimhaltung veranlaßten. Das Testament wurde einen Tag vor ihrem Tode aufgesetzt."

„Das ist eine Neuigkeit für mich!" bemerkte Herr Edwin Barley. „Ist das Testament in Ihrer Aufbewahrung?"

„Nein, ich ließ es in ihren Händen. — Es ist besser, Sie bleiben, kleines Fräulein," fügte der Advocat zu ihr gewendet hinzu, meinen Arm mit seinem schwarzen Handschuh berührend, als ich einen Versuch machte, das Zimmer zu verlassen. „Das Testament be-

trifft Sie. Ich frug Ihre Gemahlin, mein Herr, ob ich es aufbewahren solle, allein sie zog vor, es in ihren Händen zu behalten."

„Dann weiß ich nicht, wo es aufbewahrt worden sein kann," erwiderte Herr Edwin Barley, während sein Bruder in plötzlicher Theilnahme den Kopf erhob. „Ich sah ihr Pult durch, sowie einige Schubfächer, in welchen sie Schriften aufzubewahren pflegte, habe aber kein Testament gesehen."

„Vielleicht suchten Sie eben nicht besonders nach einem Testamente, da das Vorhandensein eines solchen Ihnen unbekannt war, und hierdurch kann es wohl Ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, Herr!" wandte der Advocat ein.

„Entschuldigen Sie — ich suchte eben nach einem Testamente. Ich hörte von Ihrem Besuche bei meiner Frau — zwar erst nach ihrem Tode — und meinte, er müsse mit Abfassung eines Testaments zusammenhängen. Aber ich fand keines, blos einige mit Blei auf ein Blatt Papier geschriebene Zeilen, die in ihrem Pulte lagen. Wissen Sie, wo es aufbewahrt wurde?"

Der Advocat wandte sich zu mir.

„Vielleicht weiß es diese kleine Dame," sagte er. „Sie war anwesend, als ich bei Frau Edwin Barley war und mag wohl gesehen haben, wohin das Testament gelegt wurde."

Wieder fühlte ich mich zu Tode geängstigt: wenige

Kinder mögen in meinem Alter so zaghaft und empfindsam gewesen sein. Ich glaubte, nun käme Alles an's Licht, jedenfalls Alles, wobei ich im Spiele war. Dennoch sprach ich mit genügender Herzhaftigkeit.

„Meinen Sie die Schrift, welche Sie auf Tante Selina's Bett liegen ließen, Herr? Ich legte sie in den kleinen Schrank, wie Tante es mir befahl."

„In den keinen Schrank?" wiederholte Herr Edwin Barley gegen mich gewendet.

„Ja, Herr. Wenn Sie ihn öffnen, im obersten Schubfache."

„Wollen Sie mit mir gehen, um es zu suchen, Herr?" fragte Herr Edwin Barley nun den Advocaten. „Sie, Anne, thun wohl, in Fräulein Delves' Zimmer zu gehen, kleine Mädchen bleiben solchen Geschäften am besten fern."

„Entschuldigen Sie mich," begann Herr Gregg abrathend. „Es ist besser, wenn Fräulein Hereford, als einzig interessirter Theil, bleibt. Auch kann sie uns zeigen, wo die Schrift liegt, wodurch wir Zeit ersparen."

Herr Edwin Barley machte eine Miene, als wollte er etwas dagegen einwenden, unterließ es jedoch. „Des Kindes Nerven sind zu sehr angegriffen worden," sagte er zu dem Advokaten, als sie die Treppe hinaufgingen, von mir und Herrn Barley gefolgt.

Der Schlüssel des Schrankes befand sich in derselben Ecke, wohin ich ihn gelegt hatte. Herr Edwin

Barley nahm ihn aus meiner Hand und öffnete denselben.

Aber kein Testament war zu sehen.

„Ich dachte nicht daran, hier zu suchen," sagte er, „meines Wissens nach wurde dieser Schrank nie von meiner Frau benutzt. Hier ist kein Testament."

Dem Anschein nach war das Testament nirgends. Schubfächer wurden geöffnet — ihr Pult, das wieder auf dem Schranke stand, durchsucht — Alles ohne Erfolg.

„Das ist sehr merkwürdig," sagte Herr Gregg, wie zu sich selbst.

„Ich kann nur zu dem einen Schluß kommen — daß meine Frau es selbst wieder vernichtete. Allerdings haben die Schlüssel einige Stunden nach ihrem Tode umher gelegen — Jedermann zur Verfügung, aber wer wird ein Testament stehlen?"

„Ich glaube nicht, daß Frau Edwin Barley es vernichtete," wandte Herr Gregg ein. „Nichts ist unwahrscheinlicher. Sie sprach ihre Zufriedenheit, ihre Freude darüber aus, daß sie das Recht habe, ein Testament zu machen. Wer ließ die Schlüssel liegen, Herr?"

„Diese Schuld trifft Charlotte Delves. Wie sie mir sagte, vergaß sie deren Sicherung und in der Verwirrung jener Stunden ist dies nichts Wunderbares."

„Aber — wenn die Schlüssel nun wirklich umherlagen?"

„Ich habe nur ehrliche Leute in meinem Hause, Herr Gregg."

„Zu wessen Gunsten lautete das Testament?" fiel Herr Barley von den „Eichen ein, der mitgeholfen hatte zu suchen, und nun mit verblüffter Miene dreinsah. „Wer kommt in Besitz des Geldes, Gregg?"

„Ja wohl, wer?" frug auch Herr Edwin Barley.

„Dieses kleine Mädchen, Anne Ursula Hereford. Ihr vermachte Frau Edwin Barley ihr Baarvermögen und überdies ihren Schmuck, mit Ausnahme jenes Geschmeides, das sie von Ihnen, Herr Edwin Barley, zum Geschenke erhalten hatte."

Nun führte er die Verfügungen des kurz abgefaßten Testamentes an. „Mit einem Worte: sie hinterließ Fräulein Hereford Alles, was sie an Werthgegenständen besaß; Geld, Schmuck und ihre Toilette. Es ist höchst sonderbar, wo das Testament sein mag."

„Es ist mehr als sonderbar, bemerkte Herr Edwin Barley. „Weshalb wünschte sie das Testament im Geheimen zu verfassen?"

„Ich theilte Ihnen bereits mit, Herr, daß sie mir dies nicht sagte."

„Aber — können Sie sich darüber keine Meinung bilden?"

„Ich kam auf die Idee, es fiele ihr schwer, Ihnen mitzutheilen, daß sie all ihr Eigenthum Jemand Anderem hinterließ und sie fürchte Ihre Einwendungen."

„Nein," sagte er ruhig, „so würde ich nie gehandelt haben. Jeder Wunsch, den sie mitgetheilt hätte, würde auf das Gewissenhafteste befolgt worden sein."

„Aber hört — ein großes Blatt Pergament, versiegelt und überschrieben, kann nicht auf solche Weise verschwinden!" rief Herr Barley aus. Es muß sich irgendwo im Zimmer befinden."

Das war möglich, allein es kam nicht zum Vorschein. Herr Barley ward ganz zornig und aufgeregt. — Herr Edwin behielt stets gleiche Ruhe. Endlich öffnete Herr Barley die Thüre und rief nach Fräulein Delves.

„Charlotte, kommen Sie herauf. Charlotte — hören Sie nicht?"

Sie lief schnell herzu, dem Anscheine nach höchst erstaunt.

„Hören Sie," rief Herr Barley, „Frau Edwins Testament ist nicht zu finden. Man sagt meinem Bruder, es habe sich in diesem Schranke befunden."

„O, Frau Edwin machte also ein Testament," war Charlotte Delves' Antwort.

„Ja, aber es ist verschwunden," wiederholte Herr Barley von den „Eichen".

„Es kann nicht verschwunden sein," erwiederte Charlotte. „Wenn das Testament in diesen Schrank gelegt wurde, so mußte es noch darin sein."

Wieder wurde dieselbe Sache wiederholt — mit demselben Resultat. Das Testament war verfaßt und ebenso gewiß hier aufbewahrt worden. Die Diener waren ehrlich, nicht fähig, dies oder sonst etwas zu berühren, aber — von einem Testament war keine Spur mehr vorhanden.

„Es ist höchst sonderbar," rief Herr Edwin Barley aus, einen Seitenblick seiner schwarzen Augen der Reihe nach ziemlich auf jeden von uns werfend, als wären wir gegen ihn verschworen oder gegen das Testament. „Ich will das ganze Haus durchsucht haben."

Diese Durchsuchung wurde in der That noch am selben Abende vorgenommen. Er selbst, sein Bruder, Herr Gregg und Charlotte Delves führten sie aus. Ohne Erfolg.

Und in meinem geschäftigen Geiste hatte ich inzwischen festgesetzt, Herr Edwin Barley selbst habe das Testament bei Seite geschafft.

„Wollen Sie nicht in Uebereinstimmung mit seinen Vorschriften handeln, Herr?" frug Herr Gregg, als er sich empfahl.

„Ich glaube nicht, daß ich das thun werde," sagte Herr Edwin Barley. Legen Sie ein Testament vor und jeder Wunsch, den es enthält, soll auf das Genaueste erfüllt werden. Fehlt ein solches aber, so fällt meiner Frau Vermögen mir zu und ich werde darüber verfügen, wie es mir beliebt."

Tage verflossen — zehn unglückliche Tage. Ich brachte den größten Theil meiner Zeit bei Fräulein Delves zu und bekam Herrn Edwin Barley kaum zu Gesichte. Einen Theil seiner Zeit brachte dieser bei seinem Bruder zu, zuweilen jedoch begegnete ich ihm auf der Treppe oder in der Halle. Da pflegte er mit einem Kopfnicken an mir vorbeizugehen. Ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war und welch jammervollen Anstrich das ganze Haus für mich erhalten hatte. Ich fühlte mich so haltlos darin und lebte in beständiger Unruhe, Angst und Furcht, — obwohl ich mir selbst keine Ursache dafür anzugeben wußte. Jemima machte eines Tages die Bemerkung: „Fräulein Hereford schliche so betrübt umher, wie ein Fisch außer'm Wasser."

Das Testament war nicht zu finden — würde wohl nie zu finden sein, ebensowenig fand sich ein Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Verschwinden. Inzwischen hatte das Gerücht über ein „verschwundenes Testament" im Hause und in der Nachbarschaft sich verbreitet; ob der Advocat, ob Herr Barley von den „Eichen" durch ihre Gespräche Veranlassung zu dessen Verbreitung gegeben hatten, war nicht zu bestimmen. Doch glaubte man sicher, es sei einer von diesen beiden. Ich hatte gewiß nichts davon gesprochen — Charlotte Delves sagte das Gleiche von sich, und Herr Edwin Barley machte keine Ausnahme. Als er einmal von einem Bekannten gefragt wurde, ob das Gerücht begründet sei, erwiederte er: Ja es sei in-

sofern begründet, als Herr Gregg erzählt habe, seine Frau habe ein Testament verfaßt und dieses sei nun nicht zu finden. Seiner eigenen Ansicht nach aber habe sie selbst dieses Testament später wieder vernichtet. Er könne Niemand in seinem Hause für fähig halten, in die Privat-Angelegenheiten seiner Frau einzugreifen.

Eines Tages berief Herr Edwin Barley mich zu sich. Ich stand eben neben einem großen Hollunderstrauch, als er zufällig vorbeikam.

„Wissen Sie auch ganz sicher," begann er in seinem rauhesten — vielleicht auch blos in seinem ernstesten Tone, „daß Sie selbst den Schrank nicht mehr öffneten, nachdem Sie das Testament hinein gelegt hatten? Daß Sie dieses Testament nicht — anderswo hinlegten?"

„Ich habe den Schrank nie wieder geöffnet. Hätte ich es gethan, so müßte Tante es gesehen haben. Auch konnte ich nicht," fügte ich mich besinnend hinzu, „da sie den Schlüsselbund stets unter ihrem Kopfkissen hielt."

„Und doch war sie die Einzige, die seinen Aufbewahrungsort kannte," murmelte er — auf mich anspielend — vor sich hin, als er seinen Weg wieder fortsetzte. —

„Das ist eine sonderbare Geschichte mit diesem Testamente!" sagte Jemima aufgebracht, als sie mich an diesem Abende entkleidete. „Die Sache gefällt mir nicht,

das muß ich ich Ihnen sagen, Fräulein Hereford. Nächstens kann man auf den Einfall gerathen, mich in die Sache zu mengen und zu behaupten, ich hätte es aus dem Wege geschafft!"

„Das ist sehr unwahrscheinlich, Jemima. Das Testament kann Ihnen ja nichts nützen. Glauben Sie, daß es sich je finden wird."

„Ich hoffe es zu Gott — dann hätten all diese Unannehmlichkeiten ein Ende! Ich für meine Person wollte, ich hätte nie davon gehört! An jenem Tage, an dem Herr Gregg und sein Schreiber hier waren, hielt Fräulein Delves mich fest und ging mir hart zu Leibe."

„Waren Sie oben bei Frau Edwin Barley?" frug sie, „und was hatten Sie da zu thun?" Allerdings bekam sie nicht viel von mir heraus, aber sie machte mir höllisch warm. Es ist aber in der That eigen, wo das Testament hinkam! Man kann doch nicht glauben, daß Herr Edwin Barley Hand daran legte — und ich verdächtige ihn gewiß nicht — aber er wird durch dieses Verschwinden noch reicher. So ist der Lauf der Welt," schloß Jemima, „je mehr Geld Einer hat, je mehr bekommt er noch dazu. Man sagt, daß ihm durch den Tod Philipp King's vierzigtausend Pfund zufallen."

Der zehntägige Aufenthalt in dem verödeten Hause war zu Ende und nun theilte Charlotte Delves mir mit, daß ich es verlassen würde. In Folge von Selina's Hinscheiden hatte ein Vormund die Obhut über mich,

sowie die Wahl einer Schule für mich Frau Hemson übertragen. Frau Hemson's Wahl fiel auf eine Schule der Stadt, die sie bewohnte, Dashleigh; bevor ich aber in diese Anstalt eintrat, sollte ich eine Woche in Frau Hemson's Hause zubringen.

Am Vorabende meiner Abreise wurde mir die Botschaft, ich möge zu Herrn Edwin Barley in den Speisesaal hinabkommen. Charlotte Delves glättete mein Haar mit ihren flachen Händen und hieß mich hinabgehen.

Er saß beim Nachtisch, Früchte und Wein beschwerten den Tisch, und John setzte einen Stuhl für mich. Herr Edwin Barley öffnete einige Wallnüsse und legte diese, sowie einige Weintrauben auf meinen Teller.

„Wollen Sie ein wenig Wein nehmen, Kleine?"

„Nein, ich danke, ich trank eben meinen Thee."

Er legte ein kleines Kästchen in meine Hände, ich erinnerte mich, es auf Selina's Toilette stehen gesehen zu haben.

„Es enthält einiges Geschmeide Ihrer Tante Selina," sagte er. „Alles, was sie mit sich brachte, mit Ausnahme eines sehr werthvollen Halsbandes, das, so wie die kostbaren Kleidungsstücke, Frau Hemson zur Aufbewahrung für Sie übergeben wird. Werden Sie den Schmuck in Acht nehmen können, bis Sie alt genug sind, ihn zu tragen?"

„Ich werde ihn sorgfältigst bewahren, Herr. Ich will ihn in das kleine Pult verschließen, welches ich von mei-

ner Mutter erhielt und dessen Schlüssel ich stets an einem kleinen Bande um den Hals trage."

„Halten Sie diese Sachen ja in Ehren; denn nur weil ich dies hoffe, gebe ich sie Ihnen," fügte er mit tiefer Bewegung hinzu. „Es ist ein Andenken an Ihre verstorbene Tante Selina, folglich müssen Sie diese Gegenstände immer werth halten. Vergessen Sie auch nicht, daß es kostbare Dinge sind — nicht Kinderspielzeug. Nehmen Sie sie hinauf und verpacken Sie sie in Ihren Koffer."

„Bitte, Herr, wurde das Testament gefunden?" frug ich noch.

„Nein. Weßhalb?"

„Weil Sie mich frugen, ob ich es genommen habe, Herr. Sie sagten, ich sei die Einzige, die seinen Verwahrungsort kannte. Bei Gott, ich würde es um Nichts auf der Welt berührt haben."

„Beruhigen Sie sich, Kleine. Ich glaube, meine Frau selbst hat es vernichtet; doch hoffe ich, dieses Geheimniß mit der Zeit noch zu ergründen. Da Sie diesen Gegenstand aber selbst zur Sprache brachten, so hören Sie noch einige Worte darüber. Geschäftige Seelen gaben mir zu verstehen, ich sei verbunden, den Inhalt dieses letzten Willens auszuführen, obwohl er verloren ging. Ich bin nicht dieser Meinung. Das Testament oder vielmehr das, was ich über dessen Abfassung hörte, brachte mich auf, merken Sie das wohl, Anne Here-

ford. Hätte meine Frau mir nur mit einem Laute zu verstehen gegeben, es sei ihr Wunsch, daß Sie ihr Geld erbten, so sollte jeder Shilling davon in Ihre Hände kommen. Aber ihr verstecktes Vorgehen in dieser Beziehung mißfiel mir und läßt mich das Testament in dem Lichte betrachten, als wäre es nie vorhanden gewesen. Sollte ich meine Ansicht je zu Ihren Gunsten ändern, so dürfte es erst nach einer geraumen Zeit geschehen."

„Ich wußte nichts davon, daß sie mir irgend etwas hinterlassen wollte, Herr — sicher nicht."

„Ich gebe es zu. Sie aber waren die Vermittlerin zwischen ihr und Gregg, und scheinen ihn auch eingelassen zu haben, als er kam. Ihr handeltet in dieser Sache Alle, als wäre ich ein gemeinsamer Feind, und das ärgerte mich in nicht gewöhnlichem Maße. Nun, genug davon, Kind. Nehmen Sie noch einige Trauben mit sich."

Ich entfernte mich, die Trauben und das Kästchen mitnehmend. Als ich in mein Zimmer trat, fand ich Jemima mit dem Packen meines Koffers beschäftigt, und sie theilte also nun den Genuß der Trauben und die Bewunderung meiner Kostbarkeiten. In dem Kästchen fand ich Selina's zarte goldene Kette mit der prachtvollen französischen Uhr, zwei oder drei Armbänder, einige Ringe, mehrere Brochen und ein von Goldnetz umsponnenes Riechfläschchen. Alle diese Schätze waren also mein! Erst blickte

ich sie mit einer Empfindung an, an welcher Kummer und Scheu ebenfalls ihren Antheil hatten, selbst Jemima fühlte so: es schien Profanation, diese unsere Freude über Dinge, die noch vor so kurzer Zeit ihr angehört hatten. Doch ging der Kummer bald unter in den verführerischen Vorgängen der Gegenwart. Jemima hing Uhr und Kette sich um den Hals, legte alle Armbänder an, preßte den weitesten der Ringe mühsam an ihren kleinen Finger und stolzirte vor dem Spiegel daher, während ich in stummer Bewunderung auf einem Fußkissen kniete, im Voraus schwelgend in Gedanken an jene Zeit, wo dieses Geschmeide mich schmücken würde. Aber ach, lieber Leser, in dem Alter, wo es uns freisteht, Schmuck zu tragen, welch armseliges Vergnügen gewährt es uns dann im Vergleich zu jener Vorfreude!

Eine strenge Stimme, die „Anne Hereford“ rief, brach den Zauber und ließ uns zusammenschrecken. Jemima riß das Geschmeide ab — ich sprang auf.

„Anne, kommen Sie!“ klang der wiederholte Ruf.

Er kam von Herrn Edwin Barley. Er stand am Fuß der Treppe, die ich hastig hinablief mit hochschlagendem Herzen und nichts Geringeres befürchtend, als die Schätze würden mir jetzt alle wieder entrissen werden. Er aber ergriff meine Hand, führte mich in den Speisesaal, wo er sich, mich dicht vor sich haltend, auf das Sopha setzte. —

„Sie sind ein verständiges kleines Mädchen, Anne,“

begann er, „und werden folglich verstehen, was ich Ihnen jetzt sagen will. Die Ereignisse — das Trauerspiel, welches während Ihres Aufenthaltes in unserm Hause sich abspielte, ist kein angenehmes, und bringt weder den Todten noch den Lebenden Ehre ein. Im Falle alle Vorgänge einer genauen Untersuchung unterzogen würden, müßte ein großer Theil der Schuld auf meine Frau fallen, auf Ihre Tante Selina. Dies ist ein Fleck, vor dem ich den Ruf meiner Frau — falls sie am Leben geblieben wäre, gern bewahrt hätte. Jetzt wo sie todt ist, muß mir doppelt daran gelegen sein. Wollen auch Sie das Ihrige thun, um Selina's Andenken von jedem Vorwurfe rein zu erhalten?"

„Ja, Herr — mit Freuden."

„Das ist schön. Wenn Sie von nun ab von Fremden über diese Sache gefragt werden, so — wissen Sie von nichts. Am Besten wird es sein, ganz zu schweigen. Vergessen Sie nicht, Kind, ich fordere es um Selina's willen! Wir wissen, daß jedes absichtliche Unrecht ihr fern lag, allein sie war unbesonnen und fremde Menschen könnten ihre Handlungen schlimmer deuten. Sie wären im Stande, zu behaupten, Selina sei es, die Heneage zur Rache angespornt habe. Sie waren Zeugin jenes Auftritts am Sommerhäuschen, von wo aus Heneage dem jungen Philipp King nachrannte und ihn dann erschoß — sprechen Sie nie davon."

Die Bestürzung raubte mir den Athem. Wie hatte

Herr Edwin Barley das erfahren? Offenbar nur von Selina selbst.

„Sie sandte mich Herrn Heneage nach, um ihm aufzutragen, Philipp King zufrieden zu lassen — und es ihm im Namen seiner Mutter zu befehlen.“

„Ich weiß es. Er aber ging hin und mordete ihn. Ich will den Namen meiner Frau von dieser Sache fern halten, und Sie müssen dasselbe thun, Anne. Wären Sie nicht ein Kind, dessen Rechtsgefühl und Vernunft weit über seine Jahre reichen, so würde ich nicht so zu Ihnen sprechen. Leben Sie wohl! Ich werde Sie morgen nicht mehr sehen.“

„Leben Sie wohl, Herr,“ antwortete ich. „Dank für alle Güte, die Sie mir erwiesen und durch Andere haben erweisen lassen!“

„Und zum ersten Male drückte er meine Hand.

Siebentes Capitel.

Bei Fräulein Fenton.

Ich muß in der That ein sehr empfängliches Kind gewesen, folglich von den Ansichten meiner Umgebung völlig beherrscht und geleitet worden sein. Was ich über Frau Hemson gehört hatte, ließ mich glauben, sie sei eine Art Menschenfresserin, und offen gestanden, hätte ich mich eben so gerne der Obhut eines Kannibalen übergeben sehen als der ihrigen. Diese Empfindung beherrschte mich während meiner kleinen Reise nach Dashleigh.

Charlotte Delves brachte mich zur Station in Nettleby, setzte mich in ein Damen-Coupé und übergab mich der Obhut des Schaffners — ganz eben so wie es bei meinem Kommen geschehen war. Und wieder wurde ich armes Kind allein von dem brausenden Eisenbahnzuge dahin geführt. Aber ach, welche traurigen Erfahrungen waren meinem jungen Leben inzwischen geworden!

Es schlug eben die zweite Stunde, als der Zug in die Station Dashleigh einfuhr. Anfangs wußte ich nicht gewiß, ob es auch Dashleigh sei, und in dieser Ungewißheit war ich nicht ausgestiegen. Auf dem Perron standen mehrere Personen in Erwartung einiger Reisenden, welche der Zug ihnen bringen sollte. Eine Dame fiel mir besonders auf, eine große, blonde, anmuthige Frau mit lieblichen Zügen. Es lag etwas in ihrem Gesichtchen, was mich an meine Mutter erinnerte. Sie sah forschend auf die Waggons — betrachtete einen nach dem andern, bis ihre Augen auf mich fielen und worauf sie an mich herantrat.

„Ich denke, Du bist's Anne," sagte sie mit süßem Lächeln und herzlicher Stimme. „Wußtest Du nicht, daß ich hier sein würde? Ich bin Frau Hemson."

Das sollte Frau Hemson sein? Das die Menschenfresserin mit den langen Krallen, die meine Einbildungskraft mir vorgemalt hatte? In meiner Ueberraschung regte ich weder Zunge noch Fuß. Der Schaffner kam herbei.

„Dies ist Dashleigh," sagte er zu mir. „Sind Sie gekommen, dieses kleine Fräulein in Empfang zu nehmen, liebe Dame?"

Frau Hemson nahm mich in Empfang und zwar mit einer herzlichen Umarmung. Sie besorgte mein Gepäck nd brachte mich zu Wagen nach ihrem Hause.

Sie war in jeder Beziehung eine feine Dame: dem Aeußeren — dem Geiste — dem Benehmen nach. Und

es war mir ein Räthsel, wie das möglich sei, oder — wenn es möglich war, wie sie hatte einen Krämer heirathen mögen.

Herr Hemson war Seidenhändler. Der Kaufladen — der das Erdgeschoß des Hauses einnahm — war groß und schön und angefüllt mit Handlungsdienern und Kunden — dies sah ich, als wir an ihm vorüber fuhren, um vor dem Privateingange des Hauses auszusteigen. — Durch einen geräumigen Flur und über eine bequeme schöne Treppe gelangten wir in eine lange Reihe großer elegant eingerichteter Zimmer. Ich hatte mir nun eingebildet, Frau Hemson lebe in einer Höhle oder im besten Falle in einer dunklen an den Kaufladen anstoßenden Stube. Hatte doch Frau Jones, bei welcher Mutter unsere kleinen Einkäufe besorgte, bloß eine finstere Küche bewohnt.

Noch eine Treppe höher lagen die Schlafstuben der Familie, und das geräumige niedliche Kinderzimmer. Mit einem Worte, das Haus gehörte zu den größeren seiner Art. Die Hemsons hatten sechs Kinder; zwei Knaben, zur Zeit im Pensionate, zwei Mädchen, die tagüber die Schule besuchten und zwei ganz kleine Kindchen. Im Hofraum befanden sich noch mehrere Zimmer, die von den jungen, in Herrn Hemsons Geschäft angestellten Männern bewohnt wurden. Frau Hemson selbst schien mit dem Kaufladen gar nichts zu thun zu haben.

„Hier wirst Du schlafen, Anne," sagte sie, die Thür eines Zimmers öffnend, welches zwei Betten enthielt.

„Franziska und Marie schlafen zwar hier, können sich aber für die Dauer Deines Hierseins mit einem Bette behelfen. Lege Deine Ueberkleider schnell ab, Kind, denn das Diner ist bereit.

Bald war ich unten. Ich fand noch Niemand im Salon und sah einige der Bücher durch, die auf dem in der Mitte stehenden Tische lagen, als ein Herr eintrat. Er war groß, hübsch, von heiterer Miene und viel feinerem Anstande, als irgend Jemand, den ich in Herrn Edwin Barley's Haus gesehen hatte, ja von feinerem Wesen noch, als George Heneage gewesen war. Ich war neugierig, wer es wohl sein möge.

„Es freut mich, daß Sie glücklich angekommen sind, liebes Mädchen!“ sagte er, meine Hand herzlich schüttelnd. „Es war ein weiter Weg, um Sie denselben allein zurücklegen zu lassen.“

Weshalb waren Sie so eingenommen gegen ihn? war das Erste, was mir durch den Kopf fuhr. Ich mußte erst noch lernen, daß Leute vom Range der Keppe-Carew-Familie Menschen des Kaufmannstandes nicht nach ihren Eigenschaften beurtheilen, sondern blos nach ihrer gesellschaftlichen Stellung. Schon Frau Hemsons Erscheinung hatte mich überrascht, um wie viel mehr that es jetzt die ihres Mannes! Herr Jonas war ein kleiner ordinair aussehender Mensch gewesen, der seine Waaren selbst austrug und seine Kunden betrog, wo er nur konnte; seit nun Selina mir Herrn Hemsons' Stand genannt hatte, war

ich darauf verfallen, denselben Maßstab an ihn zu legen, wie an Herrn Jones.

Der gütige, freundliche, gebildete Herr Hemson aber, der in der ganzen Stadt in Ansehen stand und ein bedeutendes Capital mit seinem „Kaufladen" erwarb, erschien mir unerfahrenem Geschöpfe wie ein Weltwunder.

„Sie sieht Ursula ähnlich, nicht wahr, Friedrich?" sagte Frau Hemson, meinen Kopf in die Höhe richtend. „Erinnerst Du Dich ihrer noch?"

Er sah mich lächelnd an. „Kaum. Doch glaube ich nicht, daß Ursula solche Augen hatte. Sie sind ein Königreich werth und scheinen überdies treu und ehrlich zu sein."

Das Diner wurde in einem Nebenzimmer eingenommen. Es war einfach und bestand aus Schinken, gebratenem Kalbfleisch und Frucht-Torte, aber es war nett und geschmackvoll angeordnet und von einer sauber gekleideten Magd aufgetragen. Das Hauswesen schien überhaupt vortrefflich geleitet zu werden; ich sah hier eine freundliche, wohlhabende Heimathstätte, von Menschen bewohnt, die — ganz wie die vornehmsten Leute — ruhig ihrer Bequemlichkeit lebten, wenn auch nicht dem öffentlichen Prunk. Nach beendetem Diner ging Herr Hemson seinen Geschäften nach, wir aber kehrten in den Salon zurück.

„Anne," sagte Frau Hemson lächelnd zu mir, „Du siehst so verwundert aus, seit Du bei uns bist — weshalb ist dem so?"

Ich erröthete tief, aber sie beharrte bei ihrer Frage.

„Weil — weil ich Alles schöner und besser finde, als ich erwartete, Tante.“

„Wie, hat man versucht, Dich gegen mich einzunehmen?“ lachte sie. „Hat Deine Mutter dies gethan?“

„Mutter nicht — Tante Selina. Sie meinte, Sie hätten einen Abgrund gezogen zwischen sich und — und —“

„Zwischen mir und den Keppe-Carews,“ unterbrach sie mich, die Pause ausfüllend. „Sie sagten, ich hätte meine Stellung verloren, indem ich Herrn Hemson heirathete, und dem ist so. Aber — gefällt er Dir, Anne?“

„Oh sehr — sehr. Er ist so fein und vornehm.“

„Das ist er in jeder Beziehung — ausgenommen seine Geburt, aber eben darüber können die Leute sich nun einmal nicht hinwegsetzen und wollen sich nicht entschließen, ihn als ihres Gleichen zu betrachten. Als ich Herrn Hemson kennen lernte, Anne, wußte ich nicht, daß er Kaufmann sei. Nicht, daß er mich absichtlich getäuscht hätte, verstehe mich wohl, er ist ein Mann von strenger Rechtlichkeit und jeder Täuschung unfähig — allein es gestaltete sich zufällig so. Wir waren beide an einem fremden Orte, beide weit entfernt von unserer Heimath und sprachen nie zufällig von unseren beiderseitigen Familienverhältnissen. Als ich späterhin erfuhr, er sei Seidenhändler, hatte ich ihn bereits höher schätzen gelernt,

als Alles auf der Welt. — Er bat mich, sein Weib zu werden."

„Und — Sie willigten ein?"

„Meine Liebe, ich berechnete erst den Verlust und den Gewinn, der daraus für mich entspringen mußte. Bevor ich ihm meine Antwort gab, erwog ich wohl, was ich leichter aufgeben konnte, ob meine Stellung in der Gesellschaft, als Tochter eines alten, viele Ahnen zählenden Hauses, oder — Friedrich Hemson. Ich wußte, daß nimmer ruhende Zurücksetzungen mein Loos sein würden, wenn ich ihn heirathete, daß ich für immer meine Stellung in der Gesellschaft verwirkte, daß ich kühn über den Abgrund hinüber sehen mußte, der die Kaufmannswelt von der meinigen auf ewig scheidet. Allein ich hoffte Ersatz in ihm zu finden und — wagte den Schritt. Ich habe ihn nie bereut, im Gegentheil lerne ich mit jedem Jahre deutlicher erkennen, daß ich einen Schatten aufgab, um mir dafür die süßeste Wirklichkeit zu sichern."

„Aber, Tante, Sie bleiben doch immer eine vornehme Dame!"

„Nein — das bin ich nicht mehr, liebes Kind; ich bin aus jenem Kreise verbannt, der von der Welt „die Gesellschaft" genannt wird. Aber ich erwog dies Alles vorher, wie ich Dir schon sagte, und wies es ruhig von mir. Ich berechnete die Opfer wohl, und habe mich nicht verrechnet."

„Aber doch sind und bleiben Sie eine vornehme

Dame, Tante!“ rief ich eifrig aus und Thränen traten in meine Augen bei dem Gedanken an das, was ich Ungerechtigkeit nannte. „Ich sehe es ja!“

„Zugegeben, Du siehst es, Anne. Aber wenn Andere mir diese Stelle nun einmal nicht anweisen? Ich kann die vornehmen Familien der Stadt nicht besuchen, nicht von ihnen besucht werden. Ich bin die Frau des „Krämers“ Herrn Hemson. Ueberdies ist Dashleigh eine große Stadt, der Sitz eines Bischofs, und in einer solchen werden die Grenzen der Gesellschaft noch strenger gezogen.“

„Aber — ist das auch recht?“

„Ganz recht, vollkommen recht, wie Du selbst sagen wirst, wenn Du erst älter bist. Wenn Du aus meinen Worten heraushörst, daß ich gegen die bestehende Ordnung der Dinge mich auflehne, so irrst Du. Die Welt könnte nicht bestehen ohne diese gesellschaftlichen Grenzlinien — obwohl Frankreich einmal einen Versuch machte, sie zu beseitigen.“

„Ich weiß davon.“

„Ich wiederhole Dir, daß ich den Verlust im Voraus berechnete und bin nun bereit — mit jedem Jahre mehr bereit — ihn zu ertragen. Aber, liebe Anne,“ fuhr sie, ihre Hand auf meinen Arm ruhen lassend, fort, „ich möchte Niemand Anderem rathen, eben so zu handeln. Mein Fall endete glücklich, weil Herr Hemson eine Ausnahme unter Tausenden ist und ich meinen Stolz längst

begraben habe; doch in neun Fällen unter zehn würde nur Unglück, Reue, Unfrieden daraus entstehen. Nichts kann — im Allgemeinen gesprochen — tieferes Elend hervorbringen, als eine ungleiche Heirath."

Ich verstand sie nicht ganz. Sie hatte gesagt, sie sei mit jedem Jahre mehr bereit, den Verlust zu tragen. Gab es denn auch jetzt noch Etwas zu verlieren?

„Ja, Anne, dieser Verlust erneuert sich immer wieder; ich habe nicht nur mich selbst aus meinen Kreisen ausgestoßen, sondern auch meine Kinder. Meine Mädchen müssen für die Verhältnisse erzogen werden, in denen sie geboren sind, und seien sie noch so fein, noch so gebildet, so hemmt doch eine Schranke ihren Lebensweg; in ihrem Umgange sind sie auf die Kreise ihres Vaters beschränkt, und dürfen nie erwarten, von einem Manne von Stand zur Ehe begehrt zu werden. Sie mögen auf einen reichen Kaufmann, auf angesehene Männer aus dem höheren Beamtenstande sich Hoffnung machen, nie aber auf einen Mann von Stand im strengen Sinne des Wortes."

„Und — werden sie das empfinden?"

„Nein, das nicht. Dieser Schmerz fällt nur mir zu. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, sie so zu erziehen, daß ihre Wünsche und Gedanken nie sehnsuchtsvoll über die Sphäre ihres Vaters hinausschweifen sollten. Aber — es giebt Augenblicke, in welchen ich beinahe wünsche, keine Kinder zu haben. — Du siehst, Anne, wir Keppe-

Carew's können uns der alten Vorurtheile nie ganz entschlagen."

„Ich denke, das kann kein Mensch," bemerkte ich altklug.

„Aber nun, Anne — um auf ein anderes Gespräch zu kommen — nun erzähle mir die Einzelnheiten jener entsetzlichen Vorfälle bei Edwin Barley."

„Ich kann nichts erzählen," erwiderte ich tief erröthend, und mich an Herrn Edwin Barley's Mahnung erinnernd, gegen alle Menschen hierüber zu schweigen.

Frau Hemson deutete meine Worte falsch.

„Ach, Du armes Kind," sagte sie, „man hat die näheren Umstände wohl vor Dir geheim gehalten und — mit Recht. Aber war Selina nicht zu retten?"

„Nein, ich glaube nicht — aber Herr Edwin Barley behauptet, sie sei von den Aerzten schlecht behandelt worden."

„Unglückliche Selina! — Warst Du gegenwärtig, als sie starb?"

„Nein — ich sah sie zum letzten Male am Abende vor ihrem Tode. Wir glaubten, ihr Zustand habe sich gebessert — sie selbst dachte so, und achtete gar nicht mehr auf die Mahnung, die sie für einen einfachen Traum ausgab."

„Worauf achtete sie nicht?" unterbrach mich Frau Hemson.

„Während Selina's Krankheit war ihr meine Mutter

erschienen; sie sagte: alle Keppe-Carews's hätten vor ihrem Tode eine solche Mahnung."

„Schweige, Kind!" rief Frau Hemson in strengem Tone aus. „Wie konnte man Dir solche abergläubische Ideen einflößen? Es ist Alles leere Einbildung!"

„Meine Mutter hatte ebenfalls eine solche Mahnung. Sie erzählte mir, Papa habe sie gerufen."

„Schweige, Kind, sage ich Dir!" wiederholte sie bewegt. „Solche Dinge passen nicht für Dich. Hüte Dich, Anne, vor meinen Kindern über sie zu sprechen und — vergiß sie selbst!"

„Sie haben nichts Schreckliches für mich, Tante. Doch werde ich gewiß mit Niemand mehr darüber sprechen."

„Franziska und Marie kommen um fünf Uhr von der Schule heim und werden sich freuen, Deine Bekanntschaft zu machen. Du selbst kommst nächste Woche ebenfalls in eine Erziehungsanstalt. Weißt Du bereits davon?"

„Hier in Dashleigh?"

„Ja — in der Vorstadt. Dein Vormund hat sich dazu entschlossen, und im Falle Dich eine Krankheit oder sonst ein Ungemach befallen sollte, bin ich doch zur Hand. Wäre Deine Tante Selina am Leben geblieben, so würdest Du in die Schule in Nettleby gebracht worden sein."

„Wo werde ich die Ferien zubringen?"

„In der Schule. Du kommst zu einem Fräulein Fenton.“

„Ist das dieselbe Anstalt, die von Franziska und Marie besucht wird?“

„Nein,“ entgegnete sie, indem ein Lächeln um ihre Lippen spielte. „Miß Fenton würde meine Kinder nicht aufnehmen.“

„Nicht aufnehmen! Weshalb?“

„Weil sie ihren Stolz darin setzt, nur Töchter edler Familien im Hause zu haben. Nun gar meine Töchter zu nehmen, deren Vater in derselben Stadt wohnt, wäre nicht thunlich. Es wird eine große Herablassung sein,“ sagte sie, „wenn Fräulein Fenton Dir erlaubt, hie und da ein Mal bei uns zu diniren.“

„Vielleicht nimmt sie mich auch nicht auf!“ rief ich aus.

„Sie wird Dich mit offenen Armen aufnehmen, liebes Kind. Du bist die Tochter des Obersten Hereford und eine Enkelin der Keppe-Carews.“

Und trotzdem Frau Hemson aus ihrer Sphäre herabgestiegen war, und trotz des Kaufladens im Hause, verlebte ich nie eine glücklichere Woche, als die bei Frau Hemson.

Jetzt begann das Schulleben; das Schulleben, das ohne Unterbrechung fortdauern sollte — und wirklich fortdauerte — bis ich mein achtzehntes Jahr erreicht hatte. Einige Jahre dieser Zeit sollten bei Fräulein Fenton zu-

gebracht werden, die übrigen (wie sich später zeigte) in einem Pensionate in Frankreich.

Es ist zur Gewohnheit geworden, französische Erziehungs-Anstalten in den Staub zu ziehen und sie den englischen bei Weitem hintanzustellen. Vielleicht verdienen sie Tadel — ich weiß es nicht — aber meine eigenen Erfahrungen lehrten mich, daß die Wagschaale eher auf die andere Seite sinkt.

Fräulein Fenton's Anstalt war eine „höhere" und nannte sich selbst eine „erste". Oft dachte ich darüber nach, ob eine weniger „hohe", weniger kostspielige Schule nicht besser und anständiger geleitet werde, als diese. Vierzehn war die angegebene Höhe der Zöglinge, doch nicht einmal im Laufe der Jahre, die ich dort zubrachte, zählte die Schule in der That so viele. Aber: sie hatte einen guten Namen — darin lag das Geheimniß. Der Unterricht war gut, die Mädchen machten Fortschritte, aber — was bot man ihnen für Behaglichkeit? Doch — davon später, ich zeichne nach der Natur, werde also stets der Wahrheit getreu bleiben.

Als ich eintrat, waren neun Zöglinge im Hause, ich war Nummer zehn. Fräulein Fenton, eine englische Lehrerin, eine französische Lehrerin, die auch im Deutschen unterrichtete und einige Hilfslehrer leiteten den Unterricht. Fräulein Fenton unterrichtete meines Wissens nach blos in der Musik, sie war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, groß, mager und stets sehr geputzt.

„Was die Lebensweise dort betrifft," sagte Frau Hemson zu mir, „so wirst Du es sehr gut haben. Fräulein Fenton versichert mir, ihre Zöglinge würden höchst anständig gehalten, und sie führe vortreffliche Küche. In Anbetracht der Bedingungen, die sie stellt, ist das auch ihre Pflicht."

Natürlich erwartete ich, nun wirklich höchst anständig gehalten zu werden, und vortreffliche Küche zu finden.

Wir kamen eben zur Theezeit hin — gegen sechs Uhr. Frau Hemson hatte im Namen meines Vormundes mit Fräulein Fenton abgeschlossen, sie brachte mich selbstverständlich nach der Anstalt, sprach etliche Minuten mit Fräulein Fenton und ließ mich dann bei ihr zurück. Als ich meine Ueberkleider abgelegt hatte und wieder im Salon erschien, klingelte Fräulein Fenton.

„Sie sollen sich den jungen Damen sogleich anschließen, sie sind im Begriff, ihren Thee einzunehmen. Sie waren wohl noch in keiner Erziehungs-Anstalt?"

„Nein, Fräulein, meine Mutter unterrichtete mich selbst."

„Sind die jungen Damen schon im Speisezimmer?" frug Fräulein Fenton die eintretende Dienerin.

„Wahrscheinlich, Fräulein, man hat das Glockenzeichen schon gegeben."

„Bitten Sie Fräulein Linthorn, hierher zu kommen."

Fräulein Linthorn erschien, eine Pensionärin von fünf-

zehn oder sechszehn Jahren, von auffallend gespreizter Haltung. Sie machte eine tiefe Verbeugung.

„Führen Sie dieses Fräulein hinüber und stellen Sie es vor," sagte die Vorsteherin. „Es ist Fräulein Hereford."

Unser Weg führte erst durch einige geräumige, mit Teppichen belegte Vorsäle, deren Ecken eine züchtige Statue oder eine üppig blühende Pflanze beherbergten; dann folgten mehrere kahle, schmutzige Gänge. Stellte man einen Vergleich an, so konnte nichts eleganter und geschmackvoller sein, als Fräulein Fenton's Empfangsgemächer — nichts ärmlicher und unordentlicher, als die, blos den „Eingeweihten" offenstehenden Räume.

Ein langer, mit dem Luxus eines Tafeltuches unbekannter Tisch von Tannenholz, auf ihm ein Theebrett, zwei Teller mit dick, sehr dick geschnittenen Butterbroden und einer mit dünneren Brodschnitten; die englische Lehrerin den Thee vertheilend, — an ihrer Seite die französische Gouvernante — ringsum auf schmalen Bänken acht Mädchen: das war der Anblick, der sich mir darbot, als ich das kalte, unbehagliche Zimmer betrat.

Miß Linthorn ließ mich dicht an der Thüre stehen, näherte sich der Lehrerin und sagte kurz:

„Fräulein Hereford."

„Ich habe schon des Morgens davon sprechen gehört, daß heute ein neues Mädchen kommt," rief eine der Pen-

sionärinnen, den Kopf erhebend, in ungezwungenem, freiem Tone aus. „Wie heißt sie, Linthorn?“

„Wollen Sie so gut sein, sich wie eine Dame von Bildung zu benehmen, Miß Glynn, wenn es Ihnen möglich ist?“ unterbrach sie die englische Lehrerin, deren Name Dale war. Dies ist Ihr Platz, Fräulein Hereford,“ setzte sie gegen mich sich wendend hinzu, indem sie den untersten Platz zur Linken bezeichnete. „Haben Sie schon Thee genommen?“

„Nein, Fräulein.“

„**Qu'elles sont impolies, ces filles anglaises!**“ flüsterte die französische Lehrerin, Mademoiselle Leduc, mit einem finsteren Seitenblicke an Fräulein Glynn's besondere Adresse.

„Das ist nun einmal die Manier aller Schulmädchen, Mademoiselle,“ entgegnete Fräulein Glynn schnippisch. „Und ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß wir des Abends außerhalb der Schulstuben nicht unter Ihrer Aufsicht stehen, weshalb es Ihnen nur gleichgiltig sein kann, ob wir „polies“ oder „impolies“ sind.“

Zum Glück verstand Mademoiselle Leduc diese Worte nur zur Hälfte. Fräulein Dale sprudelte eine heftige Zurechtweisung hervor und reichte mir meinen Thee. Ich rührte ihn auf, versuchte ihn und setzte wieder den Löffel in Bewegung.

„Ist er nicht nach Ihrem Geschmack?“ frug mich ein

heiteres Mädchen, das neben mir saß; sie nannten es Clara Webb.

Er war nicht nach meinem Geschmacke, das heißt überhaupt von gar keinem Geschmacke, so daß ich pures Wasser mit Milch vorgezogen hätte. Es war wohl auch nichts weiter, als gefärbtes, heißes Wasser mit Kochzucker versüßt und mit einem Löffel Milch — verdünnt. Ich bekam nie besseren Thee, so lange ich im Hause blieb, weder des Morgens noch des Abends, aber Schulmädchen wissen an derlei Dinge sich zu gewöhnen. Die Lehrerinnen hatten eine eigene Theekanne für sich und ihr Thee schien gut zu sein, auch der Teller mit dünn geschnittenem Butterbrod war für sie bestimmt.

Ein sehr hübsches Mädchen von siebzehn Jahren, mit stolzen Blicken und noch stolzerer Sprache, beugte ihren Hals vor, um mich anzustieren.

„Das Kind hat nichts zu essen," bemerkte es. „Weshalb reichen Sie ihm nicht das Butterbrod, Webb?"

Clara Webb hielt mir den Teller hin. Das Brod war so dick geschnitten, daß ich zauderte, es zu nehmen, auch war die Butter höchst spärlich gestrichen, und ohne meine „hohe Schule" bei Fräulein Fenton würde ich nie geglaubt haben, daß Butter so „dehnbar" sei. Die Anderen verzehrten es mit all' dem Eifer, den — der Hunger giebt. Die Schnitte waren zu dick, um von mir durchbissen werden zu können, ich mußte sehen, wie ich damit fertig wurde, und lauschte nun — wie konnte ich anders?

— auf ein von den Mädchen verstohlen geführtes Gespräch. Daß sie einander blos bei dem Familiennamen riefen, klang sonderbar — war aber so Gebrauch in der Anstalt. Die Lehrerinnen unterhielten sich unter einander, ohne die Mädchen zu beachten.

„Hereford, Hereford?“ frug das hübsche Mädchen, das, wie ich jetzt erfuhr, Tayler hieß. „Wo mag sie wohl herkommen?“

„Nun ich weiß wenigstens, in wessen Gesellschaft ich sie am Sonntag sah, als ich meinen freien Tag hatte. In der der Hemsons.“

„Was für Hemsons? Was sind sie?“

„Hemson der Seidenhändler!“

„Hemson der Seidenhändler!“ wiederholte eine Stimme voller Entrüstung, während ich fühlte, wie mein Gesicht sich scharlachroth färbte. „Was für Unsinn Sie da schwatzen, Glynn!“

„Es ist doch so. Ich erkannte sie im ersten Augenblick, als Linthorn sie hereinbrachte. Sie kam mit ihnen in die Kirche und saß in ihrem Kirchstuhle.“

„Ich glaube es nicht,“ sagte ein außerordentlich häßliches Mädchen mit vorstehenden Kinnbacken in kaltem Tone. „Fräulein Fenton nimmt derlei Leute nicht auf. Glynn sündigt auf unsere Leichtgläubigkeit hin, gerade so wie damals in der Preis-Angelegenheit. Wir wünschen noch etwas Butterbrod, Fräulein Dale, — dürfen wir klingeln?“

„Wenn Sie wirklich welches wünschen — ja," sagte Fräulein Dale.

„Betsey, warten Sie einen Augenblick, ich habe Sie etwas zu fragen," rief plötzlich ein in Trauer gekleidetes Mädchen aus, indem es über die Bank sprang und der Magd nachlief, die auf den Ruf der Glocke erschienen war und sich jetzt mit dem Teller entfernen wollte. Nun folgte unter der Thürschwelle ein Gespräch im Flüstertone, mir nahe genug, um es vernehmen zu können.

„Hören Sie, Betsy — wissen Sie, wer der neue Zögling ist?"

„Nicht ganz, Fräulein. Frau Hemson brachte sie hierher."

„Frau Hemson. Ei, Glynn sagte es auch, sind Sie dessen gewiß?"

„Ganz gewiß, Fräulein Thorp. Frau Hemson ist in der letzten Zeit öfters hier gewesen, und wie ich hörte, eines jungen Mädchens wegen. Als sie sie heute hierher brachte, gab sie mir eine halbe Krone und bat mich, freundlich gegen das Kind zu sein. Frau Hemson ist eine höchst feine Dame."

„Für ihre Stellung mag es sein," erwiderte Fräulein Thorp, an ihren Platz zurückstolzierend.

„Hört, Mädchen — ich frug Betsey — kommt näher," — gleich steckten Alle die Köpfe zusammen. „Betsey sagt, sie kommt von den Hemson's. Habt Ihr solche Schmach je erlebt?"

„Aber es kann nicht sein," schrie jene mit dem hervorstehenden Munde. „Fräulein Fenton würde das nicht wagen. Würde mein Papa, ein Würdenträger der Kirche, mich dieser Anstalt anvertrauen, wenn er wüßte, ich könnte hier in Verkehr mit Krämern kommen?"

„Fragen Sie Betsy nur selbst," entgegnete Fräulein Thorp. „Sie sagt, Frau Hemson habe sie in's Haus gebracht."

„Lächerlich! Betsey fragen — fragt sie doch selbst," sagte Nancy Sayler. „Komm her, Kind," fügte sie in lauterem Tone, mich zu sich winkend, hinzu.

Ich ging gehorsam hin, denn ich fühlte mich eben sehr gedemüthigt. Sie waren beinahe Alle älter als ich und ich begann zu glauben, es müsse etwas merkwürdig Erniedrigendes sein, mit den Hemson's in Verbindung zu stehen.

„Sind Sie mit Hemson verwandt, dem Krämer?"

„Ja. Mit Frau Hemson. Mutter war —"

„O, genug — wir wissen genug!" fiel sie ohne Weiteres mit verächtlicher Geberde ein. „Kehre auf Deinen Platz zurück und setze Dich nicht zu dicht neben Clara Webb, sie ist die Tochter eines Mannes von Stand."

Vielleicht, meine Leser, zweifelt Ihr an der Wahrheit dieser Vorgänge und dennoch schildere ich sie getreu. Als ich zu meinem Platze zurückschlich, war eine entsetzliche Demüthigung über mein junges Leben gekommen.

An diesem Abende sprach keine Einzige mehr mit mir.

Ein Abendbrod gab es nicht und um halb neun gingen wir zu Bette; in einem Zimmer, in dem ich auch schlafen sollte, standen drei winzige Bettstellen und eine große mit Vorhängen umgebene. Wie sich bald herausstellte, war Fräulein Dale die Besitzerin dieser letzteren, während wir „Kleinen“ uns je zu zweien in den kleinen Betten bequemen mußten — meine Schlafgefährtin war Clara Webb. Es war ein gutmüthiges junges Mädchen und machte weniger Wesens wegen der „Herkunft und Familie“, als bei den anderen der Fall zu sein schien; wenigstens empörte sie sich nicht offen dagegen, ein Bett mit mir zu theilen.

Das Glockenzeichen zum Aufstehen ertönte um halb sieben Uhr Morgens, um sieben mußten wir schon unten erscheinen. Nun wurde studirt bis acht, dann kam das Frühstück — derselbe jämmerliche Thee, dieselben undurchdringlichen Butterbrode. Um halb neun Uhr las Fräulein Fenton die Gebete und um neun Uhr begann die eigentliche Schule.

Um zehn Uhr versammelte Mademoiselle ihre deutsche Klasse, an der nur sieben der Zöglinge Theil nahmen. Ich schloß mich ihnen an und wurde mit einem allgemeinen Anstieren belohnt.

„Wozu braucht die Deutsch zu lernen?“ rief Fräulein Peacock, ein großes, kräftiges Mädchen, unhöflich aus und warf mir alle Geringschätzung zu, die sich nur in einem Blicke concentriren läßt. „Ich glaube kaum, daß

Fräulein Hereford Deutsch lernen soll — wäre es nicht gut, Fräulein Fenton erst zu fragen?"

Mademoiselle Leduc sah mich an, zauderte erst ein wenig, stellte aber doch die Frage an Fräulein Fenton, indem ihr unvollkommenes Englisch laut durch das Zimmer tönte.

„Soll dieses neu eingetretene Fräulein Deutsch lernen, Fräulein Fenton?"

Fräulein Fenton blickte zu uns herüber.

„Fräulein Hereford? Ja, Fräulein Hereford nimmt an allen Unterrichtsstunden Theil."

„Oh," flüsterte Nancy Sayler sotto voce, „werden Sie vielleicht Gouvernante, Fräulein Hereford?"

Einen Augenblick schwankte ich zwischen Stolz und Wahrheit, dann aber kam — mit einem Erröthen über mein Zaudern — die kühne Antwort:

„Ich werde zur Gouvernante ausgebildet — Mutter verfügte es so in ihrem letzten Willen. Das kleine Vermögen, welches sie mir hinterlassen konnte, wird auf meine Ausbildung verwendet werden, und sie meinte, dies wäre der einzige Weg, der mir im Leben offen stände."

„Das heißt zum Mindesten aufrichtig sein!" rief Fräulein Peacock. Und — ich lernte Deutsch.

Wir dinirten um zwei und ich zweifle nicht daran, daß alle Mädchen herzhaft hungrig waren. Ich war es, so viel weiß ich. Nach einem spärlichen Frühstück um acht Uhr sollte man Kinder nicht bis zwei auf ihre nächste

Mahlzeit warten lassen. Zum Diner mußten wir uns umkleiden; es wurde nicht in den öden Speisezimmern, sondern in Fräulein Fenton's Privatspeisezimmer eingenommen, Fräulein Fenton dinirte mit uns und legte vor. Der Tisch war nett gedeckt. Es fehlte nicht an Silber, Servietten und Spültassen — die Art der Anordnung war fein. Zwei Mägde — Betsey und noch ein Mädchen — bedienten uns. Die Fleischspeise bestand aus gebratenem Rindfleisch und ich lernte da ein Stück Ochsen kennen, das ich vorher nie gesehen hatte; es schien ein dicker Fleischklumpen zu sein ohne alle Knochen. Uns hungrigen Schulmädchen sah es sehr lockend aus. Jetzt werden wir uns satt essen, dachte ich.

Endlich wurde mir eine Portion zugetheilt — solch ein kleines Stückchen Fleisch und drei Kartoffel! Ich hätte das ganze Stück Fleisch mit Leichtigkeit auf einmal in den Mund stecken können. Dachte Fräulein Fenton, ich sei keine Freundin von Fleisch? Als ich aber auf die andern Teller blickte, sah ich, daß sie nicht reicher beladen waren, als der meinige. — An Kartoffeln gab es Ueberfluß, Fleisch aber schien „nicht am Platze" zu sein.

„Wollen Sie noch?" frug Fräulein Fenton, als wir es vertilgt hatten. Täglich wiederholte sie ihre Frage und täglich wiederholten wir unsere Antwort: „Ja." Unsere Teller wurden zu Fräulein Fenton getragen und uns wieder zurückgebracht. Ich glaube nicht, daß das Fleisch von allen Tellern zusammengenommen zwei Loth gewogen hätte.

Kartoffel erhielten wir so viel wir nur wünschen konnten, dann folgte ein Reispudding.

Fräulein Fenton rühmte sich ihres trefflichen Tisches. Daß ein reiches Mahl täglich aufgetragen wurde, ist Thatsache, aber wir bekamen nicht genug davon, und beim Anblicke alles Ueberflusses mußten wir hungern. Ich sah einmal (nein, jede Keule kam so vom Tische) eine Schöpsenkeule fortnehmen, von der nicht mehr Fleisch herabgeschnitten war, als zwei gute Esser hätten mit Leichtigkeit verzehren können, wovon aber dreizehn Personen betheilt worden waren. In meinem späteren Leben kam mir solch knickerisches Vorlegen noch öfters vor — sowohl in Erziehungsanstalten als in Privathäusern.

Gar Viele pflegen im Verkehre mit jungen Leuten großsprechend zu sagen: „Wir halten reiche Tafel!“

„Ja, das ist möglich“ — denke ich dann — „aber ich möchte auch gerne wissen, ob diejenigen, die an dieser reich besetzten Tafel sitzen, nicht blos den Anblick, sondern auch den Genuß davon haben?“

Zuweilen wurden zwei Gerichte auf den Tisch gesetzt und wir dann von Fräulein Fenton gefragt, welches wir vorzögen; niemals aber kosteten wir von beiden. Das kärgliche Frühstück, dieses Mittagsmahl und der schon beschriebene Abendthee waren alle Mahlzeiten, die uns wurden; und dies in einer „höheren,“ „ersten“ Anstalt, in der man ein außerordentliches Jahrgeld für die Zöglinge forderte.

Fräulein Fenton nahm ihr Abendbrod um acht Uhr allein zu sich und die Lehrerinnen bekamen das ihrige um neun Uhr im allgemeinen Speisezimmer; man flüsterte sich in die Ohren, dieses Abendbrod der Damen wären köstliche Mahlzeiten. Und oft, als wir schon zu Bette lagen, drangen gewürzige Düfte in unsere Nasen.

Manchmal bekamen wir den Pudding vor dem Fleisch, oft kaltes Fleisch, oft klein gehacktes, oft Fleisch-Pasteten mit sehr viel Kruste oben, unten und an den Seiten, — kurz, Fräulein Fenton's Fleischer-Rechnung kann keine drückende gewesen sein. Jetzt betrachte ich die Sache einfach als einen Betrug; einen Betrug gegen die Eltern, ein Unrecht gegen die Kiuder. Ein Mensch, der als Kind nicht hinreichende Nahrung hatte, wird sich im späteren Leben nie allzu großer Gesundheit und Kraft erfreuen.

Was für ein unglücklicher Tag war das für mich! Wie wurde ich verhöhnt, zurückgesetzt, geringgeschätzt! Ich kann es gar nicht beschreiben, und die Sache wurde so schlimm, daß es sogar die Aufmerksamkeit der Lehrerinnen erregte, die Abends nach der Ursache forschten. Mademoiselle Leduc konnte durch keine Redekunst dahingebracht werden, die Sache zu begreifen, konnte nicht fassen, weshalb ich nicht ebenso gut sei, als die anderen Mädchen. Frankreich sieht derlei Verhältnisse eben in anderm Lichte an, als England.

„Bah," sagte sie endlich gleichgültig, „ces demoiselles sont folles."

Fräulein Dale sprach mit einigen der älteren Mädchen und rief mich dann zu sich. Sie begann mir Fragen zu stellen über meine Vorstudien, was Mutter mich gelehrt habe, wie weit vorgeschritten ich sei u. s. f., und dies auf höchst liebreiche Weise. Sie strich mir das Haar aus der Stirne und sah mir fest in die Augen.

„Ihre Mutter war Frau Hemson's Schwester?“ sagte sie plötzlich.

„Nein — nicht ihre Schwester — ihre Cousine.“

„So — ihre Cousine?“ begann sie nach einer Pause. „Ich hörte von Fräulein Fenton, Sie seien eine Waise. Was war Ihr Vater?“

„Mein Vater?“

„Ich meine, welche Stellung er einnahm — war er Kaufmann?“ .

„Er war Soldat im Dienste Ihrer Majestät. Mein Vater war Oberst Hereford.“

„Oberst Hereford?“ wiederholte sie mit einem Blick, als vermuthe sie einen Irrthum. „Ist dem wirklich so?“

„Gewiß, Fräulein Dale. Mutter war eine geborene Carew von Keppe-Carew.“

„Fräulein Carew von Keppe-Carew!“ schrie sie verwunderungsvoll aus, denn die Keppe-Carews gelten etwas in der Welt.

„Auch Frau Hemson war eine Keppe-Carew!“ fuhr ich fort, „verzichtete aber auf ihre Stellung in der Welt,

um Herrn Hemsons Frau zu werden; sie sagt, sie habe es nie bereut."

Fräulein Dale schwieg eine Weile und meinte dann, sich zu erinnern, welch' Aufsehen es gemacht hatte, als Fräulein Carew von Keppe-Carew ihr stolzes Haus verließ, um einem Krämer zu folgen. Doch hatte sie nie gewußt, daß Frau Hemson diese Dame sei.

„Ich kannte Dashleigh nicht, bevor ich als Lehrerin hierher kam," sagte sie und gab den Fräuleins Taylor und Peacock einen Wink, näher zu treten.

„Wenn es Euch Fräuleins wieder einmal belieben sollte, gewisse Vorurtheile gegen eine neue Gefährtin zu fassen, so seid so freundlich, Euch vorher zu überzeugen, ob auch Grund dazu vorhanden ist," sagte sie in sarkastischem Tone zu ihnen. „Ihr habt dieses Kind hinten angesetzt, weil es nicht von so edler Familie stammt, wie Ihr. Nun will ich Euch sagen, daß nicht Eine unter Euch ist, deren Familie der ihrigen das Wasser reichen könnte. Sie ist die Tochter des Obersten Hereford und ihre Mutter war eine Carew von Keppe-Carew."

Die Mädchen standen wie begossen. — Wie ich später erfuhr, waren Fräulein Peacock und einige der anderen Töchter einfacher Großhändler oder höherer Beamten.

„Die Hemson's sind mit ihr verwandt!" sagte Fräulein Peacock trotzig, „sie hat es selbst eingestanden."

„Und wäre ein Schornsteinfeger mit ihr verwandt, so würde dies nichts an der Sache ändern, ihr nichts von

ihrem Range nehmen," erwiederte Fräulein Dale in erzürntem Tone. „Wenn es einer Tochter aus dem Hause der Carew von Keppe-Carew gefällt, auf die Vorrechte ihrer Geburt zu verzichten, um sie Herrn Hemson zu opfern, ist etwa Fräulein Hereford dafür verantwortlich? Geht, einfältige Mädchen, und macht Euch nicht wieder lächerlich."

Fräulein Dale's Erklärung machte Eindruck in der Schule und mit einem Male war der Strom so heftig für mich, als er bisher gegen mich gewesen war. Das Zugeständniß, ich sei zur Erzieherin bestimmt, schien entweder vergessen, oder nicht geglaubt worden zu sein; die älteren Mädchen aber fingen an, mich unter ihren Schutz zu nehmen.

„Wie viel Geld haben Sie hierher gebracht, kleine Anne Hereford?"

Ich zog meine Börse und die drei halben Kronen hervor, alles Geld, welches mitzunehmen mir von Frau Hemson gestattet worden war.

„Sieben Schillinge sechs Pence! Das ist nicht viel. Ich denke, Sie werden so handeln wollen, wie es in diesem Hause Gebrauch ist?"

Ich bestätigte, daß ich Alles thun wolle — sobald ich nur wüßte, was.

„Nun, es ist Regel, daß ein neuangekommenes Mädchen den übrigen ein kleines Fest giebt, das in unserem Schlafzimmer abgehalten wird, nachdem Fräulein Dale

sich mit dem Lichte entfernt hat. Gewöhnlich werden zehn Schillinge darauf verwendet, aber Ihre drei halben Kronen müssen wohl genügen — in Berücksichtigung Ihrer Jugend."

Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn sie mir eine halbe Krone gelassen hätten, würde das aber um keine Welt verrathen haben. Ich notirte die vorgeschlagenen Artikel auf ein Stückchen Papier und gab dieses, so wie mein Geld der Magd Betsey, die Alles herbeischaffen mußte. Ich that eben, was die „Großen" mir vorschrieben. Auf der Liste prangten: Kaltes Rindfleisch und Schinken aus dem Speisehause, Weißbrod und Butter, kleine Pfennig-Pasteten, kleine deutsche Würste, Kuchen und eingemachte Früchte, ferner eine Flasche Rosinen-Wein.

Betsey schmuggelte alle diese Dinge in das Haus und verbarg sie in unserem Spielzimmer, während mir strenge aufgeboten wurde, im Falle einer Entdeckung zu sagen, ich habe Alles in meinem Koffer mit mir gebracht. Sie sagten, es wäre grausam, Betsey um ihre Stelle zu bringen. Doch hätten sie schon viele solche Feste gefeiert, ohne je dabei ertappt worden zu sein.

Am Abende erschien Fräulein Dale zur gewohnten Stunde, um das Licht fortzunehmen. Eine Weile noch lagen wir mäuschenstill in unseren Betten, dann sprangen wir hurtig auf und ließen unsere Nachbarinnen ein. Wir zündeten ein halb Dutzend, den Schreibmappen der Mäd-

chen entnommene Wachslichterchen an, legten ein anderes halb Dutzend für späteren Gebrauch bereit und das Fest nahm seinen Anfang.

„Da Sie uns bewirthen, Anne Hereford, so ist es natürlich an Ihnen, uns zu bedienen. Sie müssen vom Toilettetische Wasser holen, wenn wir welches wünschen, an der Thüre horchen, ob keine Gefahr drohe, das Weißbrod herumreichen Unter Anderen — wie viele Messer haben wir? Sehen Sie nach, Peacock!“

„Ein einziges. Ein Messer und zwei Teller. Nun, da müssen die Bettrahmen oder unsere Hände als Teller dienen.“

„Die Hände werden besser sein, wir können dann gleich die Krumen auflecken. Ist der Pfropfenzieher da? Wer wird die Weinflasche entkorken?“

„Bst! nicht so laut; man kann unten kaum schon beim Abendessen sitzen,“ fiel Fräulein Sayler, das älteste Mädchen, ein. „Nun hört, wir wollen nicht wieder Zank haben über die Reihenfolge der Gerichte, wie bei unserem letzten Feste, sondern ordnungsmäßig vorgehen. Erst kömmt Rindfleisch und Schinken, zunächst Würstchen und Pastetchen — Kuchen und Früchte zuletzt; Butterbrödchen ad libitum. Während des Mahles wird Wasser getrunken und zum Beschlusse der Wein kredenzt! So ist die Tagesordnung und wer nicht damit zufrieden ist, kann zu Bette gehen — wodurch mehr auf unseren Theil kömmt. Sehen Sie das Waschtischchen, kleine Hereford? Dort

stellen Sie die Wasserflasche hin, um uns nach Bedürfniß welches einzugießen, aber stellen Sie auch ein Wachskerzchen daneben, sonst möchte das Wasser über Ihre Kleider fließen, anstatt in die Gläser. Ich bin Vorschneider!“

Sie schnitt den Schinken in zehn Theile, auch das Rindfleisch und befahl mir, Brödchen herum zu reichen. Nun wurden die Brödchen entzwei geschnitten und gebuttert, doch mußte für das letzere Vorgehen eine eigene Methode erfunden werden. Jene, die nicht warten mochten, benutzten die Griffe ihrer Zahnbürsten und selbst die bloßen Finger wurden hier und da in Anwendung gebracht. Alsdann kam das herrlichste Geschäft — das Essen!

„Wasser, kleine Hereford!“

Ich gehorchte, obwohl ich eben den ersten Bissen hatte in den Mund stecken wollen. Meine Portion auf den Bettrahmen legend, brachte ich ein Glas Wasser.

„Jetzt, Hereford, halten Sie an der Thüre Wache!“

„Bitte, darf ich das mit mir nehmen?“ denn eben hatte ich das verlockende Abendbrod wieder ergriffen.

„Natürlich, kleines Gänschen.“

So ging ich zur Thüre, Rindfleisch und Schinken zusammengerollt in der einen Hand, das Butterbrödchen in der anderen, und aß dort, auf jedes Geräusch ängstlich lauschend. Der ganze Auftritt hätte ein hübsches Bild gegeben. Das Bett mit den Eßwaaren beladen und mit

den in kleinen Bronzeleuchtern steckenden Wachskerzchen besetzt, rund herum die Mädchen in ihren Nachtgewändern, eifrig schwatzend, heißhungrig essend und in fröhlichster Unterhaltung — ich zitternd an der Thüre stehend, voll Entzücken über das kleine Fest und voll Angst vor dessen Entdeckung. Die unselige Thür konnte nicht verschlossen werden, so daß Jedermann gleich wie ein Blitzstrahl hereinfallen konnte — wie die Mädchen sich ausdrückten. Vor einiger Zeit hatte es nämlich einen kleinen Aufruhr im Hause gegeben, weil die Mädchen Fräulein Dale des Nachts hinaussperrten, und Fräulein Fenton hatte in Folge dessen den Schlüssel mit Beschlag belegt.

„Unser Rindfleisch und Schinken sind verschwunden. Deins auch?“

Die Sprecherin war Georgina Digges, die sich nun umwandte, um zu mir zu sprechen, da sie bisher halb auf dem Bette gelegen hatte. Ich wollte antworten, als eins der Mädchen einen kreischenden Schrei ausstieß — einen Schrei des Entsetzens. — Dem ersten Schrei folgte ein zweiter — und wieder einer — bis Alle wild durch einander zeterten und ich angstvoll zum Bette hinzu rannte. Georgina hatte beim schnellen Umwenden ein Wachskerzchen gestreift und mit einem Aermel ihres Nachtgewandes ihn in Brand gesetzt.

Ach, welche Verwirrung entstand jetzt! — Das Gekreische wuchs und mit ihm die Flamme. Mit einer für solch' ein junges Geschöpf bewunderungswürdigen Geistes-

gegenwart riß Nancy Sayler den Betteppich in die Höhe und warf ihn über Georgina.

„Werft sie nieder! Werft sie nieder! Das ist das einzige Mittel!“ schrie Nancy den Uebrigen zu und sie lag auf der Erde, bevor die Gesellschaft unten von dem Geschrei aufgeschreckt herauf kam. Einige hüllten sie noch fester in Teppiche — Andere warfen noch eine wollene Bettdecke über sie und die Köchin übergoß sie mit allem Wasser, das in dem Toilettentischchen vorräthig war.

„Wer ist es?“ frug Fräulein Fenton, mehr todt als lebendig.

Niemand antwortete, wir waren Alle zu sehr erschrocken, Fräulein Dale aber, die unsere bleichen Gesichter in der Eile durchgemustert hatte, sagte, es müsse Fräulein Georgina Digges sein.

Was mochte Fräulein Fenton gedacht haben bei dem Anblicke der Speisereste, die über die Bettdecke zerstreut waren? Fiel es ihr wohl bei, daß die Mädchen, falls sie kräftigere Nahrung erhalten hätten, weniger gierig nach geheimen Mahlzeiten gewesen wären? Sie war gewiß bei einem guten Abendessen gestört worden, denn eine Serviette war noch unter den Bändern ihrer seidenen Schürze befestigt.

Oh, die verlogenen, ungehorsamen Mädchen!“ rief Fräulein Fenton aus. „Wer war der Rädelsführer?“

Eine Pause — dann ertönte aus der Gruppe der sich

zusammen drängenden Mädchen eine Stimme; wessen Stimme wußte ich damals so wenig wie heute.

„Das neue Mädchen, Anne Hereford. Sie brachte die Sachen in ihrem Koffer ins Haus!“

Fräulein Fenton sah sich nach mir um, — ich stand ganz im Hintergrunde. Es fehlte mir an Muth, diesen Worten zu widersprechen — aber im selben Augenblick kamen die herbeigeholten Doctoren und Fräulein Fenton wandte sich zitternd zu Georgina Digges, die man in ein anderes Zimmer brachte, während man uns zu Bette sandte. Es zeigte sich, daß sie glücklicherweise nicht erheblich verletzt war; die Brandwunden an Arm und Schulter waren schmerzhaft, doch auf diese Theile beschränkt und gefahrlos.

Am nächsten Morgen gab es natürlich ungemeinen Aufruhr. Man sandte nach Frau Hemson und ihr offenbarte ich die Wahrheit, welche Fräulein Fenton zu bekennen ich nicht gewagt hatte. Hierauf hielten die zwei Damen eine Besprechung unter vier Augen, und ich war überzeugt, Frau Hemson würde meine Angaben Wort für Wort wiederholen. Mir wurde nichts weiter über diese Sache gesagt. In dem Lehrzimmer jedoch hielt Fräulein Fenton eine kleine Rede. Sie begann mit einem Vorwurfe, daß man einem jungen Kinde sein Geld nähme und ging dann über auf das Enorme unseres Vergehens, daß wir „bei Nacht unsere Betten verließen, um Völlerei

zu treiben," was sie hiermit für alle Zukunft strenge verbiete.

Damit endete diese Angelegenheit. Georgina genas bald und nahm wieder Theil an den Lehrstunden, wurde auch nicht aus der Anstalt fortgenommen, wie wir es erwartet hatten. Trotz Fräulein Fenton's strengem Verbote aber wurden diese kleinen Feste nach wie vor abgehalten, entweder wenn ein Mädchen eintrat, das die Kosten bestreiten mußte, oder wenn die ganze Schule pro Kopf einen Schilling beisteuerte, und eine „gemeinsame Angelegenheit" daraus machte. In Zukunft behalfen wir uns jedoch mit einem kleinen Wachskerzchen und dieses wurde weit rückwärts auf das Kamingesims gestellt, wo es keinen Schaden stiften konnte.

Das ist Alles, was ich von meinem Schulleben in England zu sagen habe.

Achtes Capitel.

Emily Chandos.

Im ersten Morgengrauen eines Augusttages stand ich auf dem Deck eines Dampfers, der eben von einer der Werften nächst London-Bridge abstoßen sollte. Er war nach einer Seehafenstadt Frankreichs bestimmt. Die Dämmerung war kaum noch eingetreten, noch hingen die Schleier der Nacht über die Erde ausgebreitet, am östlichen Horizont aber erschienen die ersten Lichtstrahlen. Die Reisenden kamen an Bord — nicht viele; es hatte nicht den Anschein, als sollte das Schiff heute eine schwere Last zu befördern haben. So hörte ich einen von den Matrosen sagen; ich verstand nichts davon, und diese Scene war mir so neu, wie es die weite Welt dem kleinen Vögelchen ist, das zum ersten Mal einem Käfig entflieht, in dem es ausgebrütet und aufgeäzt worden ist.

Ich war fünfzehn Jahr alt, hatte Fräulein Fenton's Anstalt für immer verlassen — besaß ziemlich viele Kennt-

nisse und wurde jetzt zur höchsten Ausbildung in eine Schule nach Frankreich gesendet.

Ich will nicht genau angeben, wo diese Schule lag — ich habe meine Ursachen dazu, aber der Bericht über die Anstalt selbst soll treu und wahr sein. Sie war weder in Boulogne noch in Calais, diesen zwei berühmten, mit Englisch-Französischen Schulen überfüllten Hafenstädten; sie war auch nicht in Brüssel, Paris oder Dieppe. Wenn wir die Stadt Nulle nennen, so kommen wir der Wahrheit ziemlich nahe. Die Anstalt wurde von zwei Schwestern geleitet, den Fräulein Barlieu. Wieder hatte mein Vormund die Unterhandlungen eingeleitet, die Bedingungen festgesetzt. Frau Hemson aber mich nach London gebracht, um mich hier der Obhut von Fräulein Barlieu's englischer Lehrerin zu übergeben, die verabredeter Weise mich hier erwartete. Sie war ein ganz einfaches Wesen, dessen Benehmen weder fein noch besonders würdevoll war. Ihre „Würde" wurde, wie ich später erfuhr, in der Anstalt auch nicht viel in Anspruch genommen: sie hatte die Mädchen im Englischen zu unterrichten und damit waren ihre Pflichten zu Ende.

„Sie thun besser, eine Kabine in Beschlag zu nehmen und sich ein Bischen hinzulegen," sagte sie zu mir. „Die Nacht war kalt, und noch ist es kaum hell genug, um am Deck bleiben zu können."

„Will Jemand an's Land zurück?" rief eine rauhe Stimme in die Kajüte hinab.

„An's Land!“ wiederholte Fräulein Johnstone mit unverkennbarer Unruhe. „Wollen Sie schon abfahren? Ich erwarte noch eine junge Dame.“

„Wir fahren in fünf Minuten.“

„Erwarten Sie noch einen Zögling?“ frug ich sie.

„Ich glaube, Fräulein Barlieu schrieb mir, daß zwei —“

„Befindet sich hier eine Dame, Namens Johnstone?“

Die Frage kam von einer gesetzt aussehenden Person in mittleren Jahren, die bei der Kajütenthüre hereinblickte. An ihrer Seite erschien ein höchst elegantes Mädchen von siebzehn Jahren mit blauen Augen, blendend weißem Gesichtchen in reicher Toilette.

„Ich bin Fräulein Johnstone,“ sagte die Lehrerin vortretend.

„Gottlob! Der Steuermann meinte, es sei keine Gouvernante an Bord, und ich würde nie gewagt haben, Fräulein Chandos allein reisen zu lassen, Mylady.“

„Schwatze keinen Unsinn, Hill,“ — unterbrach das junge Mädchen sie lachend, den weißen Schleier zurückschlagend und ihr schönes Gesicht in das Bereich der Kajüten-Lampe bringend. „Ich wäre wohl nicht von den Fischen verschlungen worden, wenn ich ohne „Schutz“ gereist wäre! Nehmen Sie meinen Mantel ab, Hill!“

„Diese junge Dame ist Fräulein Chandos,“ sagte die mit „Hill“ angesprochene Person, dem Fräulein Johnstone das schöne Mädchen vorstellend. „Ich bitte Sie, Fräu-

lein, sie während der Ueberfahrt sorgsamst in Acht zu nehmen."

Die junge Dame wandte sich um.

„Sind Sie unsere neue englische Lehrerin?"

„Ich bin in Fräulein Barlieu's Anstalt als Lehrerin der englischen Sprache angestellt," erwiderte Fräulein Johnstone in ihrer unangenehmen Sprechweise. „Man schrieb mir, ich möchte Fräulein Chandos und Fräulein Hereford hier an Bord erwarten."

„Fräulein Hereford? Wer ist das?"

„Ich lag in meinem Cabinet und eben rief die rauhe Stimme wieder: „Wer an's Land zurück will, muß sich sputen, sonst muß er mit uns nach der anderen Seite des Kanals."

„Das wäre ein köstlicher Spaß, Hill, wenn sie Euch mitnähmen!" lachte Fräulein Chandos, während Hill ängstlich zusamenfuhr. „Fallt nur nicht über Bord in Eurer Hast an's Land zu kommen!"

„Leben Sie wohl, Fräulein Emily, glückliche Reise! Schreiben Sie uns ja gleich nach Ihrer Ankunft, Mylady wird so sehr besorgt sein."

„O, ich werde Mama's Herz gewiß gleich mit einem Briefe erfreuen, sonst wäre sie im Stande, zu glauben, dem Schiff sei der Boden durchgebrochen," erwiderte Fräulein Chandos nachlässig. — „Vergessen Sie nicht, Hill, Herrn Harry auf das Herzlichste von mir zu grüßen, wenn er heimkommt."

Hill verließ uns und bald waren wir umgeben von all' dem Geräusch und der Geschäftigkeit einer Abreise. Fräulein Chandos stand an dem kleinen Tischchen, blickte in den Spiegel und wickelte ihre glänzenden, goldenen Locken um die Finger. An einem dieser Finger stak ein Ring, dessen herrliche Steine ein Stiefmütterchen bildeten. Zwei waren gelbe Topaze, die anderen drei dunkle Amethyste, es war ein wunderschönes Geschmeide.

„Dürfte ich Ihnen rathen, sich niederzulegen, Fräulein Chandos?" sagte die Dame, die für den Moment unsere Beschützerin war. „Sie werden sich behaglicher fühlen."

„Haben Sie die Tour über den Kanal oft gemacht?" war Fräulein Chandos' in einem sehr herablassenden Ton gegebene Antwort.

„Nur zweimal; nach Frankreich und wieder zurück."

„Und ich habe den Kanal mindestens ein Dutzendmal gekreuzt, theils der Schule wegen, theils auf unseren Reisen nach dem Continent, also können Sie in dieser Beziehung mich kaum etwas lehren. Ich versichere Ihnen, nichts ist so lästig, als in eine dieser schwülen Cabinen eingepfercht zu sein. Wenn wir aus dem Flusse hinaus sind und die See stürmisch sein sollte, dann mag es angehen — aber nur in diesem Falle lege ich mich je in eine Cabine."

Sind Sie schon lange bei den Fräulein Barlieu?" frug Fräulein Johnstone.

„Zwei grauenvolle Jahre. Aber über diese „Grauenvolligkeit“ — Sie müssen mir schon gestatten, ein neues Wort in Umlauf zu setzen — bin ich jetzt hinaus. Mama kennt die Barlieu, seit sie auf der Welt ist, eine Tante dieser Damen war auch ihre Erzieherin und als wir aus Italien zurückkehrten, brachte Mama mich direct nach der Anstalt, anstatt mich mit sich nach England zu nehmen. Sie mögen denken, wie ich mich empörte! Drei Monate lang machte ich allabendlich einen Fluchtplan für den nächsten Morgen.

„Und — führten Sie ihn aus?“ sprach ich höchst interessirt von der Cabine heraus.

Fräulein Chandos sah sich lachend nach mir um.

„Nein — der Plan kam nie zur Ausführung, ich glaube besonders aus dem Grunde, weil ich nicht wußte, wohin ich mich flüchten solle. Sind Sie Fräulein Hereford?“

„Ja.“

„Sie sehen noch ganz wie ein Kind aus! Sie werden keinen Gefallen an einer französischen Erziehungsanstalt finden, wenn Sie jetzt zum ersten Male eine solche besuchen. Das englische behagliche Familienleben und eine französische Erziehungsanstalt sind so weit von einander getrennt wie die zwei Pole?“

„Aber — ich bin nicht an ein behagliches Familienleben gewöhnt — ich habe keine Familie. Ich brachte die letzten Jahre in einer englischen Erziehungsanstalt zu, wo

es gar wenig Behaglichkeit gab. Lebt Ihre Familie in England? Haben Sie ein „zu Hause“ da?“

„Ob ich ein „zu Hause“ in England habe?“ antwortete sie, erstaunt über die Frage oder über meine Unwissenheit. „Natürlich, ich bin Fräulein Chandos. Chandos ist gegenwärtig Mama's Aufenthalt, obwohl es, genau genommen, Sir Thomas Eigenthum ist.“

Dies Alles klang mir wie Spanisch. Fräulein Chandos merkte es wohl, denn sie fing an zu lachen.

„Sir Thomas Chandos ist mein Bruder — Harry der zweite. Als Papa vor zwei oder drei Jahren starb, dachten wir, Tom würde die Armee verlassen und nach Hause zurückkommmen — aber er blieb in Indien. Mama schrieb ihm, es sei hohe Zeit, daß er nach Hause käme, sich zu verheirathen und eine anständige Rolle in der Welt zu spielen; hierauf antwortete er, er sei auch jetzt anständig genug, und dabei blieb es denn.“

„Ihr Vater war —?“

„Sir Thomas Chandos. Ach, wäre er noch am Leben! Er war so liebevoll für uns! Mama trägt noch immer Trauer um ihn und wird es bis an ihr Ende.“

„Wer war die Frau, die Sie an Bord brachte?“

„Hill. Sie ist Haushälterin in Chandos. Bisher hat mich stets Jemand meiner Familie hinüber gebracht — meist Harry. Aber Harry ist abwesend und Fräulein Barlieu schrieb Mama'n, die englische Lehrerin könne mich

mit sich nehmen, da sandte Mama mich mit Hill zur Stadt."

„Was für ein schöner Ring ist das?" rief ich aus, als die Steine im Lampenlichte blitzten.

Sie sah ihn an und über ihr Gesicht flog ein Erröthen und ein Lächeln. Sie setzte sich an den Rand einer Kabine und drehte den Ring mit den Fingern ihrer andern Hand.

„Ja, der Ring ist hübsch. Es sollte aber auch Jemand versuchen mir einen Ring schenken zu wollen, der nicht hübsch wäre — er bekäme ihn bald zurückgeworfen."

„Ist die Anstalt des Fräulein Barlieu groß?"

„Mittelgroß. Im letzten Semester waren wir fünfundsiebenzig."

„Fünfundsiebenzig!" wiederholte ich, verblüfft über diese hohe Zahl.

„Das heißt mit Inbegriff der Externen — ungefähr fünfzig — mit denen wir nichts gemein haben. Wir haben drei Lehrsäle: einen für die älteren Mädchen, einen für die jüngeren und einen dritten von ungeheurer Größe für die Externen."

„Wie viele Lehrerinnen sind da?"

„Sechs mit Inbegriff der englischen Gouvernante und den zwei Fräulein Barlieu. Ferner sechs Lehrer, die beinahe den ganzen Tag im Hause zubringen."

„Und sind Sie, Alles in Allem genommen, gerne dort?"

„Ja," sagte sie bedeutungsvoll lächelnd, „jetzt bin ich sehr gerne dort. Doch leben Sie indessen wohl, ich will auf's Deck hinaufgehen, um den Sonnenaufgang zu bewundern."

Wir hatten eine stürmische Ueberfahrt, an die ich heute noch nicht denken kann ohne — nun, ohne zu wünschen, ich dächte nicht daran, und in vorgerückter Nachmittagsstunde lief das Schiff in den Hafen seines Bestimmungsortes ein. In Mitten des allgemeinen Wirwarr's der Landung hüpfte ein hübscher zierlicher junger Mann an Bord und begrüßte Fräulein Chandos mit großer Herzlichkeit.

„Meine liebste, theuerste Emily!"

„Sprechen Sie französisch, Alfred," sagte sie, die Initiative ergreifend, indem sie ihn in dieser Sprache anredete, während ihre Rosenwangen, ihre Grübchen und frohsinnige Augen den lieblichsten Anblick gewährten. „Ich bin nicht allein gekommen, wie ich geglaubt hatte. Ich stehe unter Obhut einer Duenna in Gestalt einer englischen Gouvernante."

„Fräulein Chandos, die Schiffsleute wünschen, wir möchten an's Land steigen."

Diese Unterbrechung ging von Fräulein Johnstone aus, die mit forschendem Blick auf den jungen Mann näher trat. Dieser — nicht überhöflich gegen die Gouvernante — gab keine Antwort: er war zu eifrig damit be-

schäftigt, Fräulein Chandos ans Land zu helfen, die nun, eben im Begriffe, dieses zu erreichen, sich umwandte.

„Bitte, Fräulein Johnstone, sehen Sie in der Kajüte nach, ich habe allerlei dort vergessen — in den Ecken umherliegen lassen — auch mein warmer Mantel ist noch unten.“

Fräulein Johnstone schien eben nicht erfreut. Es ist nicht gebräuchlich, daß Schülerinnen ihren Lehrern befehlen, ihnen ihre Effekten nachzutragen, und Fräulein war herrisch in ihrem Wesen — nicht aus böser Absicht, sondern weil es ihr eben angeboren war.

Ich ging mit Fräulein Johnstone zurück und mit vereinten Kräften packten wir die verschiedenen Kleinigkeiten zusammen, die Fräulein Chandos — vergessen hatte. Als wir beim Zollhause anlangten, war sie verschwunden. Zwanzig Minuten später, als unser Gepäck visitirt worden war, fanden wir sie draußen mit einem jungen Manne umhergehen.

„Wo sind Ihre Koffer, Fräulein Chandos?“ frug die Gouvernante.

„Ich weiß es wahrlich nicht. Ich gab meine Schlüssel einem der Zollbeamten — er wird Alles besorgen — oder Sie, wenn Sie wollen.“

„Ich glaube nicht, daß das mir zukommt, war Fräulein Johnstone's beleidigte Antwort, obwohl Fräulein Chandos schon wieder mit ihrem Begleiter auf und ab ging, ohne sie weiter zu beachten.

„He, de Meliſſie! Kommen Sie von England?“ frug ein vorübergehender Engländer Fräulein Chandos' Bekannten.

„Nein,“ entgegnete er, „ich erwartete Jemand.“

An der Ecke harrte ein Omnibus, der beſtimmt war, uns endlich an unſer Ziel, zu den Fräulein Barlieu zu bringen. In ihm ſaß eine kleine, dicke, gutlaunige Dame von etwa funfzig Jahren: Mademoiſelle Caroline, die erſte Lehrerin. Sie empfing Fräulein Chandos mit offenen Armen und einem Kuß auf jede Wange. Der junge Mann half Jeder von uns zuvorkommend in den Wagen und ſtand mit gelüftetem Hute baarhaupt vor dem fortrollenden Wagen.

„Finden Sie ihn hübſch?“ frug Fräulein Chandos mich in leiſem Tone.

„Sehr hübſch. Wie heißt er?“

„Alfred de Meliſſie. Sie können wohl gut und lieb ſein, nicht wahr?“

„Manchmal.“

„Dann, bitte, ſeien Sie es jetzt! Plaudern Sie es nicht der ganzen Schule aus, daß er mich erwartete. Er —“

„Iſt dieſer Herr einer Ihrer Verwandten, Fräulein Chandos?“ rief Fräulein Johnſtone unſer Flüſtern unterbrechend, aus der entfernteſten Ecke des Omnibus herüber.

Weder der Ton, in dem dieſe Frage geſtellt wurde, noch die Frage ſelbſt gefielen Fräulein Chandos; der erſte hatte einen herben Beigeſchmack, der andere klang an-

maßend. Sie heftete ihre großen blauen Augen fest auf Fräulein Johnstone, bevor sie antwortete, und diese Augen sagten sehr deutlich: „Welches Recht hast Du, mich darum zu fragen?“ und Fräulein Johnstone kniff unter diesem Blicke die Lippen übereinander.

„Sie sind nicht mit uns verwandt. Frau de Meliffie ist eine vertraute Freundin meiner Mutter, der Lady Chandos.“ Dies war Alles, was zu sagen sie sich herbeiließ, dann wendete sie sich ab, um mit Mademoiselle Caroline zu lachen und französisch zu plaudern.

Die Fräulein Barlieu empfingen uns freundlich und begrüßten uns alle auf dieselbe herzliche Weise, welche die erste Lehrerin nur dem Fräulein Chandos hatte zu Theil werden lassen. Diese Damen waren zwei angenehme, gutmüthige Mädchen, wenn auch nicht zu jung. Fräulein Annette bekannte sich zu fünfunddreißig Jahren. An diesem Abende waren wir ihre Gäste und wurden in ihrem Privat-Wohnzimmer auf das Beste bewirthet.

Diese Anstalt war eine der ersten und das geforderte Jahrgeld für Frankreich ein hohes; dennoch betrug es kaum die Hälfte von dem, was man bei Fräulein Fenton für mich bezahlt hatte. Hier war damit auch die Ferienzeit — der Monat September — mit einbegriffen, bei Fräulein Fenton jedoch mußte eine Schülerin, welche die drei Monate während der Ferien in der Schule zubringen wollte, für diese Zeit noch besonders bezahlen.

Die Schlafzimmer waren geräumig und luftig, jede

Schülerin hatte ihr eigenes kleines, gewissenhaft reinliches Bett. Französische Erziehungs = Anstalten können nicht überfüllt sein, weil sie unter strenger Beaufsichtigung der Regierung stehen, welche über die Zahl der Schüler Buch führt. Für den Fall einer Erkrankung ist ein abgelegenes, großes, heiteres Zimmer stets bereit gehalten.

Kling! Kling! Kling! tönte die große Glocke, uns um sechs Uhr Morgens aus dem Schlafe weckend. Das Ankleiden, die Aufgaben und Gebete füllten die Zeit bis acht. Fräulein Johnstone las den englischen Schülerinnen — lauter Protestantinnen — die Gebete vor; Mademoiselle Caroline that dasselbe für die Französinnen, die der römisch-katholischen Kirche angehörten. Zum Frühstück erhielt Jedes von uns so viel Butterbrod, als unser Magen verlangte und einen kleinen Napf guter dicker Milch. Einige der englischen Mädchen zogen Thee vor und konnten diesem Geschmack frei nachhängen. Am Sonntag gab es zum Frühstück einen besonderen Schmaus: Kaffe und petit pains, eine feine Sorte Weißbrod. Diese erhielten wir heiß — Jedes zwei Stück — und Butter dazu. Eine solche Mischung Kaffe können wir in England nicht haben: ein Drittel Kaffe wird mit zwei Drittel guter Milch gemengt und ist dann noch immer stark und aromatisch. Nach dem Frühstück (um zu den Wochentagen zurück zu kehren) spielten wir bis neun, worauf die Lehrstunden bis zwölf währten. Die angebliche Stunde zum Mittagsmahl war halb ein Uhr, doch sandte die Köchin

das Essen selten vor drei Viertel auf ein Uhr herein. Wir speisten alle gemeinsam an zwei langen Tischen mit den Fräulein Barlieu und Fräulein Annette. Ich entsinne mich des ersten Mittagsmahles in jenem Hause, als hätte es gestern erst stattgefunden. Erst ein Teller Suppe (ziemlich schwache Suppen, wie in ganz Frankreich), nach diesem das „Suppenfleisch", das will sagen, das Fleisch, aus dem diese Suppe bereitet wurde. Engländer können ihm Anfangs keinen Geschmack abgewinnen, lernen aber bald, wie gut es, mit dem pikanten französischen Senf genossen, schmeckt. Manchmal wurden zu diesem Rindfleisch Mohrrüben servirt, manchmal kleine, eingelegte Gurken; an diesem Tage gab es eben Gurken. In Erinnerung an Fräulein Fentons Haus war ich begierig, ob unser Mittagsmahl hiermit zu Ende sei, und bei dieser Gelegenheit muß ich noch nachtragen, daß wir dort nie Brod mit unserem Diner nehmen durften, während es uns hier frei gestanden hätte, einen ganzen Laib zu verzehren.

Das Mittagsmahl war hiermit nicht zu Ende; man brachte noch köstlichen Kalbsbraten mit Kartoffeln und darauf gebackene, mit Zucker bestreute Pfannkuchen. Sonntags gab es zuweilen Geflügel, stets eine zweite Sorte Gemüse und entweder einen Rahm- oder Fruchtkuchen. Das Getränk war dasselbe wie bei Fräulein Fenton: Wasser oder Bier — je nach Geschmack. Vier oder fünf der Mädchen tranken Wein, doch war dieser entweder von den Eltern

gesandt, oder besonders auf Rechnung gesetzt. Man sagte, in anderen Anstalten bestände das Mittagsmahl für Wochentage nur aus Suppe, Rindfleisch, Brod und Kartoffeln, dem an Sonntagen eine gebratene Keule hinzugefügt wurde.

Von zwei bis vier wurde wieder Schule gehalten, worauf eine halbe Stunde Erholungszeit folgte, in welcher wir als „Collation", wie sie es nannten, eine Schnitte Butterbrod erhielten. Dann wieder Schule bis sechs und um sieben das Abendbrod. Dies Abendbrod war verschieden; Fleisch gab es nie — Gemüse hingegen oft. Manchmal erhielten wir Brod, Käse und Salat; oder Butterbrod mit einem Ei, Krabben oder gebratenen Kartoffeln; zum Getränk Thee. Dies, denke ich, war eine vernünftigere Lebensweise, als die bei Fräulein Fenton eingeführte, und im Allgemeinen muß ich aufrichtig anerkennen, daß wir in dem Hause der Fräulein Barlieu mit Güte und ohne Knauserei behandelt wurden, jedenfalls also eine behaglichere Heimath hier fanden, als bei Fräulein Fenton.

Aber ich bin noch nicht an das Ende des ersten Tages gekommen. Als Fräulein Chandos nach dem Ausräumen ihrer Koffer ihre Kleider ordnete, vermißte sie einen neuen Sammetmantel. Darüber gab es dann viel Gerede und man machte ihr zum Vorwurf, sie hätte bei Visitation der Koffer im Zollhause besser auf ihre Sachen achten sollen. Fräulein Chandos nahm den Verlust leicht

auf — wie sie es mit Allem zu machen schien. „Wenn er verloren ist, wird Mama mir einen anderen herüber=senden!“ lautete die gleichgültige Bemerkung.

Wir saßen Nachmittags bei unserem Studium, als Fräulein Annette eintrat und sich an Fräulein Chandos wandte.

„Ich vernehme, Fräulein Chandos, daß Sie Ihre Koffer nicht selbst in Acht nahmen, sondern blos Ihre Schlüssel im Zollhause abgaben?“

Mit ein wenig erhöhter Farbe wandte sich Fräulein Chandos um und bekannte, daß dem so sei.

„Aber, meine Liebe, das war ein Beweis großer Un=achtsamkeit.“

„Das sehe ich nicht ein, Mademoiselle Annette,“ lau=tete Fräulein Chandos' ausweichende Antwort. „Wozu giebt es Zollbeamte, als um die Schlüssel abzunehmen und die Koffer zu visiren?“

„Nun, man hat im Zollhause nachgefragt, der Man=tel findet sich aber nicht. Der Beamte ist eben selbst hier, — er behauptet aber, Ihre Effekten seien wieder sorg=fältig in die Koffer zurückgelegt worden.“

„Es war ein schöner Mantel, Mademoiselle Annette, und wahrscheinlich raffte ihn Jemand zusammen und rannte damit fort, als die Aufmerksamkeit dieses Menschen von etwas Anderem abgezogen wurde. Es läßt sich nicht mehr ändern — im Leben giebt es noch größere Uebel zu ertragen.“

„Wer war der Herr, mit dem Sie auf und ab gingen?“ fuhr Fräulein Annette fort.

„Ein Herr!“ wiederholte Fräulein Chandos, als verstände sie nicht, oder könne sich nicht entsinnen. „Ein Herr, Mademoiselle Annette?“

„Ein Herr, der an Bord kam und Ihnen behilflich war, an's Land zu steigen, ein Herr, mit dem Sie späterhin umhergingen, während die anderen Damen im Zollhause waren?“

„Ach ja — nun erinnere ich mich. Es kam allerdings ein Herr an Bord: es war Herr de Melissie.“

Fräulein Chandos' Wangen waren sehr glühend geworden, aber sie beugte sich, scheinbar in ihre Studien vertieft, über ihr Pult, so daß Fräulein Annette nichts davon bemerkte.

„Was führte ihn an Bord?“ setzte Fräulein Annette ihre Fragen fort.

„Wie soll ich das wissen!“ erwiederte die junge Dame leichthin. „Vielleicht wünschte er mit dem Capitain zu sprechen — oder mit einem der Steuermänner — oder mit mir. Er sagte mir nichts darüber.“

„Aber Sie gingen später in seiner Gesellschaft vor dem Zollhause umher.“

„Und es war sehr höflich von ihm, daß er mir seine Zeit opferte und mir Gesellschaft leistete, während ich wartete, bis sie aus dem Zollhause heraus kamen,“ erwiederte Fräulein Chandos. „Ich sagte ihm auch meinen

besten Dank dafür, Mademoiselle Annette. Hätte unsere englische Lehrerin tausend Koffer bei sich gehabt, sie hätte nicht mehr Zeit mit ihnen zubringen können — ich dachte schon, sie käme nie wieder zum Vorschein."

„Nun, meine Liebe, gehen Sie nicht wieder mit Herrn de Melissie umher — es ist nicht passend für ein junges Mädchen und Mylady Chandos möchte kein Gefallen daran finden."

„Mama hat im Gegentheil mir allerlei Bestellungen für ihn gegeben — für seine Mutter," sagte das unerschrockene Mädchen, „und da war es mir lieb, die Gelegenheit benutzen zu können."

Fräulein Annette sagte nichts weiter.

„Sagen Sie, Emily Chandos," frug eine junge Dame, Ellen Roper, sobald Fräulein Annette das Zimmer verlassen hatte, „was hat das zu bedeuten?"

„Es ist mir gleichgiltig! Die neue englische Lehrerin hat Bericht erstattet! Kaum legte das Schiff bei, so sprang Alfred an's Deck und wir blieben beisammen, bis der Omnibus abfuhr. War das so unrecht? Sie haben es wohl nicht erzählt, Anne Hereford?"

„Ich sprach mit keinem Menschen darüber."

„Das dachte ich gleich — es ist die liebenswürdige Lehrerin! Ich mochte sie von Anfang an nicht sonderlich leiden, dafür aber will ich sie mit meinen englischen Studien zu Tode quälen. Es ist eine Thorheit von den Fräulein Barlieu, ein solches Kind als Gouvernante zu

engagiren — denn ein reines Kind ist sie, nichts besseres. Ich könnte sie unterrichten. Sie ist auch nicht einnehmend — man kann weder Neigung noch Respect vor ihr haben!“

„Ich glaube, die Fräulein Barlieu waren ganz überrascht, als sie sie sahen,“ bemerkte Ellen Roper. Fräulein Annette frug sie heute Morgens, ob sie wirklich schon einundzwanzig Jahre alt sei, — dieses Alter muß sie sich also in ihren Briefen beigelegt haben.“

Einige Tage später erhielt Emily Chandos einen Brief von Hause. Lady Chandos erzählte, der Sammet-Mantel sei durch ein unbegreifliches Versehen nicht eingepackt worden — sie werde ihn also gelegentlich nach Nulle senden.

Die Familie de Melissies lebte in der Stadt. Frau de Melissie, eine geborene Engländerin, war in ihren Mädchenjahren sehr innig mit Lady Chandos verbunden gewesen, und noch jetzt betrachteten die beiden Damen sich als Freundinnen. Ihr Sohn und einziges Kind, Alfred de Melissie, seit dem Tode seines Vaters das Haupt der Familie, schien keinen anderen Lebensberuf zu haben, als Emily Chandos zu bewundern.

Die Schule machte ihre Glossen darüber.

„Es kann nie zu Etwas führen!“ sagte man. „Er ist blos ein Franzose von mittelmäßiger Familie und sie — ist Fräulein Chandos von Chandos.“

Und ich wunderte mich darüber, weshalb „Fräulein

Chandos von Chandos“ in dieser französischen Schule sei. Die Anstalt war allerdings eine gute — eine der ersten von ganz Frankreich — aber eben kein geeigneter Aufenthalt für Fräulein Chandos.

Eines Tages, als ich mit meiner Zeichnung neben Fräulein Annette saß, sprach ich diese meine Meinung offen aus.

„Meine Liebe, Emily Chandos, obwohl ein reizendes und liebenswürdiges Kind, ist doch ein wenig zu wild und Milady Chandos meint, die Zucht eines Pensionates könne da nur gut thun,“ war die Antwort, „da sie überdies in ihrem Hause keine Gouvernante beherbergen wolle.“

„Weshalb nicht, Mademoiselle?“

Mademoiselle schüttelte geheimnißvoll den Kopf.

„Ich weiß es nicht — aber Mylady sagte mir so. Sie hat sich furchtbar verändert. Ueber Chandos schwebt immer eine drohende Gewitterwolke. Beendigen Sie Ihre Skizze, mein Kind; junge Mädchen sollen nicht neugierig sein.“

Eine der ersten Fragen, die von den jungen Mädchen an mich gestellt wurde, war: ob ich eine Besuchsliste mitgebracht habe. Ich verstand nicht, was sie damit meinten. Die größeren, worunter auch ich, saßen um einen Tisch mit deutschen Arbeiten beschäftigt oder doch sich den Anstrich gebend, als seien sie beschäftigt. Fräulein Barlieu fand, ich sei so weit vorgeschritten, daß ich in die erste

Klasse jedes Unterrichts-Gegenstandes eingetheilt worden war.

Ellen Roper bemerkte, wie sehr diese Frage mich verblüfft hatte und erklärte sie.

„Mädchen, die nach Frankreich in eine Erziehungsanstalt gesandt werden, bekommen von ihren Angehörigen eine kleine Liste mit den Namen der Familien, welche sie besuchen dürfen; diese Liste wird der Gouvernante übergeben. Es ist kein schlechter Gebrauch."

„Es ist ein erbärmlicher Gebrauch, Ellen Roper," rief Fräulein Chandos eifrig aus.

„Als im verflossenen Frühling die Stapletons hier durchreisten, luden sie mich für einen Tag in ihr Hotel zu Gast, und Fräulein Barlieu legte ihr Veto ein, weil Mama ihre Namen nicht ebenfalls aufgeschrieben hatte. Lady Stapleton eilte herbei, um selbst Gegenvorstellungen zu machen, sagte, ihr Gemahl, Sir Gregory, sei der allerälteste Freund des verewigten Sir Thomas Chandos, sie würden mich hüten wie ihren Augapfel, und sie sei überzeugt, Lady Chandos würde ihre Zustimmung zu diesem Besuche nicht versagt haben. Nein! es wäre leichter gewesen, das Haus von seinem „Standpunkt" abzubringen, als Fräulein Barlieu von dem ihrigen. „Mylady Chandos habe den Namen nicht eingereicht," war und blieb ihre Erwiederung, und sie könne von dem herrschenden Gebrauche nicht abgehen. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie ich in Leidenschaft gerieth? Ich weinte mir beinahe

die Augen blind und wollte keine einzige Aufgabe mehr machen. — Anne Hereford, Sie können ja noch immer nach Hause schreiben und sich Ihre Besuchsliste schicken lassen."

„Nach Hause!" — Hatte ich ein „zu Hause?"

Neuntes Capitel.

Ein entscheidender Schritt.

Zwischen der englischen Gouvernante und Emily Chandos herrschte Krieg. Emily war ungemein populär, durch ihre Schönheit, ihren Frohsinn und ihre neckische Launenhaftigkeit beherrschte sie das ganze Haus — mit Ausnahme der Fräuleins Barlieu wohlverstanden. Was meine Person anbelangt, so hatte ich sie lieb gewonnen. Sie hatte gewiß Fehler — welches Mädchen ist frei von solchen? Sie war eitel, reizbar, wenn Jemand ihr mißfiel, hochmüthig und etwas selbstsüchtig. Allein die Natur hatte ihr eine der wunderbarsten Gaben verliehen, die, Menschenherzen im Sturm zu erobern.

Fräulein Johnstone — begann mit einem Mißgriff: sie versuchte Fräulein Chandos zu demüthigen.

Ueberdies war sie übertrieben genau betreffs ihrer Studien und Arbeiten und klagte sie bei Fräulein

Annette mehr als einmal eines unbedeutenden Fehlers wegen an, den sie zu einem ungeheuerlichen hinaufschraubte.

Die Mädchen standen zu Emily Chando's Sache — und Fräulein Johnstone fing an, mit Geringschätzung betrachtet und — behandelt zu werden. Dies verdroß sie, bald kam neuer Verdruß hinzu.

Sie hieß Margaret, allein einmal war sie so unvorsichtig gewesen, einen Brief umherliegen zu lassen, in welchem sie „Grete" genannt wurde. Das war ein Fest für die Mädchen, die sie von dieser Stunde an — und oft in ihrer Hörweite — nunmehr „Grete" nannten. Eine junge Engländerin, die erst kürzlich die Schule besuchte, ging einmal mit ihren Heften hinzu und sprach sie „Fräulein Grete" an, im guten Glauben, es sei dies wirklich ihr Name. Nun hättet ihr Fräulein Johnstone's zornglühendes, finstres Gesicht sehen sollen und die Muthwillen sprühenden Augen Emily Chandos'.

Frau de Melissie war nach Paris gereist; ihr Sohn Herr Alfred aber in Nulle geblieben, wo, wie die Mädchen ganz offen erklärten — Emily Chandos ihn festhielt. Emily lachte, als sie es hörte, aber — widersprach nicht. Die Mädchen sagten noch mehr, sie behaupteten, der schöne Ring mit dem Stiefmütterchen sei ein Liebespfand von ihm und — Emily widersprach auch jetzt nicht.

„Glaubt, was Euch gefällt," war Alles, was Emily sagte.

„Sie kann nicht im Ernste an ihn denken," bemerkte Ellen Roper eines Tages. „Ihre Familie würde nie in eine solche Heirath einwilligen. Er ist bloß ein Franzose von mittelguter Familie und sie — Fräulein Chandos — von Chandos. Ueberdies ist er ein kleiner Affe — eitel und oberflächlich."

„Ellen Roper — ich bin in der Nähe — damit Sie es nur wissen!" sagte Fräulein Chandos, die eben an uns vorbeigegegangen war, mit holder Röthe auf den Wangen.

„Eben deshalb sagte ich es," erwiederte Ellen Roper, die jedoch keine Ahnung von Emily's Nähe gehabt hatte und bei dem Klang ihrer Stimme sichtlich erschrak. „Ich bin überzeugt, daß er nicht mehr als ein- oder zweitausend Pfund jährlicher Einkünfte hat; für einen Franzosen ist das, wie Ihr wißt, ein ganz anständiges Vermögen — aber für Jemand in Fräulein Chandos' Lebensstellung —!"

„Sprechen Sie nur zu, Ellen Roper! Eines Tages kommt die Reihe an mich."

„Aber alles dies bei Seite gesetzt, erhebt sich noch eine große Schranke zwischen ihnen," fuhr Ellen Roper fort, der es Vergnügen bereitete, die etwaigen Hindernisse möglichst vergrößert erscheinen zu lassen. „Die de Melissie sind natürlich Katholiken — die Chandos aber strenge Protestanten. Lady Chandos würde Emily

eben so gut dem Großmogul geben als Alfred de Melissie."

Ein Geräusch am untern Ende des Tisches ließ uns nach jener Richtung sehen. — Wer saß da auf einem Stuhle und horchte? — Fräulein Johnstone, die englische Lehrerin.

War sie schon die ganze Zeit über da gesessen? Hatte sie Alles gehört? Emily's Wangen erbleichten wie angeweht von dem Hauche drohenden Unheils.

Wer weiß, ob dieses Unheil wirklich eingetroffen wäre, wenn nicht alle Umstände eigens darauf hingearbeitet hätten. An diesem selben Nachmittage noch wurde Emily Chandos von einer Magd abgerufen, welche meldete, Frau Trehern wünsche sie zu sprechen.

„Trehern? — Trehern? — diesen Namen habe ich in meinem ganzen Leben nicht gehört," rief Emily aus, als sie das Lesezimmer verließ.

Bald kam sie mit freudestrahlendem Antlitze zurück und wandte sich an Fräulein Annette, das eben Klasse hielt.

„Oh, Mademoiselle, ich habe Besuch von lieben Freunden bekommen und sie wünschen mich zu einem Spaziergange mit sich zu nehmen. Wollen Sie es mir gestatten? Es ist Herr und Frau Trehern."

„Trehern, Trehern?" wiederholte Fräulein Annette, „ich kann mich nicht erinnern, diesen Namen auf Ihrer Besuchsliste gesehen zu haben."

Emily wußte wohl, daß er dort nicht zu finden war, hatte jedoch gehofft, Fräulein Annette würde diesen Umstand vergessen.

„Mama würde sehr unzufrieden sein, wenn ich nicht mit ihnen verkehrte. Sie ist sehr befreundet mit diesen Treherns. Sie sind eben erst in unserer Stadt angekommen und im Gasthofe „zum goldenen Löwen“ abgestiegen.“

Diese Schlußworte waren uns ein Schlüssel zu Emily's Sehnsucht nach diesem Ausgange. In diesem berühmten Gasthof hatte nämlich Alfred de Melissie seit der Abreise seiner Mutter seinen Wohnort genommen. Fräulein Annette blieb fest.

„Sie kennen die Vorschriften unserer Anstalt, meine Liebe. Ihre Mama hat nichts von diesen gewiß achtungswerthen Leuten erwähnt, daher können wir Ihnen unmöglich erlauben, mit ihnen auszugehen oder sie zu besuchen.“

Emily kehrte in den Salon zurück, um sich zu entschuldigen, nach der Klasse aber ließ sie ihren Verdruß uns Mädchen gegenüber zum Ausbruch kommen.

„Es ist schmachvoll! Oh, diese abscheulichen französischen Vorschriften! Als ob die Treherns mir das Leben genommen hätten! Aber heute noch sende ich einen Brief an Mama um ihre Einwilligung zu erhalten. Sie bleiben einen ganzen Monat in Nulle. Es ist ihre Hochzeitsreise.“

„Kommen sie von England?“

„O nein. Sie ist eine Französin und war in ihrem ganzen Leben nicht in England. „Sie ist —“ fuhr sie mit noch leiserer Stimme fort, — „eine Bekannte der de Melissie, wenigstens ihre Mutter ist es, und durch Alfreds Vermittelung machten sie mir eben heute einen Besuch.“

„Lady Chandos kennt sie folglich nicht?“

„Sie kennt ihn. Er lernte seine Frau in Paris kennen und lieben und heirathete sie — wie sie mir erzählen, fand die Hochzeit am verflossenen Donnerstage statt. Sie erschien heute in der reizendsten Toilette! Blau und weiß — das Kleid glänzte wie Silber. Sie ist nicht viel älter als ich.“

In ihrem Briefe an Lady Chandos vergaß Emily sich in Lobpreisungen der Frau Trehern und verweilte besonders auf dem Umstande, sie sei eine „Busenfreundin“ der Frau de Melissie. Von Alfreds Anwesenheit in dem Hotel oder selbst nur in Nulle wurde natürlich keine Silbe erwähnt.

Lady Chandos' Antwortschreiben brachte Emily die ersehnte Erlaubniß, indem es — in einigen besonderen Zeilen — die Bitte an die Fräuleins Barlieu enthielt, Emily mit den Trehern's ungehindert verkehren zu lassen. Emily triumphirte.

Dem Anschein nach entspann sich eine herzliche Freundschaft zwischen Emily und der jungen Frau Trehern, die

manche Eigenschaft mit ihr gemein hatte: so die Unerfahrenheit und Unbesonnenheit.

Sie war von guter Familie, hatte ein höchst einnehmendes Benehmen und gewann sich bald die Herzen der Fräulein Barlieu. Eine ihr verwandte Familie, die de Rosny's lebten in der Nähe von Nulle auf ihrem Schlosse, welcher Umstand auch die Veranlassung ihres längeren Aufenthalts in der Stadt zu sein schien. Wir Schulmädchen erinnerten uns, daß Maximilian de Bethune Baron von Rosny in den auf die großen Hugenotten-Schlächtereien folgenden Jahren von Heinrich dem Großen abgesandt worden war, um Königin Elisabeth's Beistand zu erbitten. Wir glaubten, Frau Trehern stamme aus derselben Familie, waren dessen aber nicht gewiß.

Häufig erschien sie in der Anstalt, um Emily mit sich zu nehmen. Endlich fingen die Fräulein Barlieu an zu murren: Fräulein Chandos ginge zu häufig und ihre Studien litten darunter. Emily betheuerte, es sei Mamas Wunsch und Anordnung, sie möge Frau Treherns Aufenthalt in Nulle sich zu Nutze machen, und wies eine Stelle aus Frau Chandos' Brief vor, in welchem dieser Wunsch wirklich angedeutet schien. Fräulein Annette schüttelte den Kopf und meinte, es sei ein Glück, daß der Monat, den Frau Trehern in Nulle verweilen wollte, seinem Ende entgegen ginge.

Zur selben Zeit kam zufällig ein Onkel des Fräulein Johnstone auf seinem Wege nach Paris durch Nulle und

blieb einen Tag im „Goldenen Löwen.“ Er forderte seine Nichte auf, ihn zu besuchen, mit der Bemerkung, sie könne auch eines der jungen Mädchen mit sich nehmen. Zu meinem Erstaunen wählte sie mich; vielleicht aus dem Grunde, weil ich die Einzige war, die keinen thätigen Antheil an den kleinen Verschwörungen gegen sie genommen hatte. Die Fräuleins Barlieu gaben ihre Zustimmung, weil ich eben unter dem Schutz einer der Gouvernanten der Anstalt ausging, und nicht auf „eigene Rechnung.“

„Wohin gehen Sie, kleine Hereford?“ frug Emily Chandos, die sich eben vor dem einzigen Spiegel des Schlafzimmers in Staat warf, da sie in Begriff stand, den Nachmittag mit den Treherns zu verbringen.

„Fräulein Johnstone's Onkel bringt einen Tag hier zu, im „Goldenen Löwen“ und sie hat mich zum Diner dort geladen. Wir werden an der table d'hote speisen.“

„Im „Goldenen Löwen!“ rief Emily, sich schnell umwendend aus. „Welch reizende Aussicht, diese scharfsichtige Duenna, die liebenswürdige „Grete“ mit uns bei Tische sitzen zu haben!“

„Wie — Sie speisen — die Trehern's speisen an der table d'hôte?“

„Wo sollen sie sonst speisen? Das Hotel ist jetzt so überfüllt, daß man kaum Zeit fände, sie auf ihrem Zimmer zu bedienen.“

Herr Johnstone holte uns ab und wir besichtigten nun die Stadt bis sechs Uhr, der Diner-Stunde. Welch'

neues Bild für mich, dieser überfüllte Speisesaal mit seiner Masse von Gästen und Kellnern und mit der glänzend besetzten Tafel; so neu war das Bild, daß ich nicht gleich auf vier Sitze achtete, die gerade uns gegenüber leer geblieben waren. Alle Blicke erhoben sich, als die vier Personen erschienen, die diese Plätze einnehmen sollten. Herr und Frau Trehern, sie in einer gewählten, allerliebsten Toilette, jede Falte ihres reichen Kleides, jedes einzelne Haar ihrer üppigen Locken fiel regelrecht herab. Alfred de Melissie mit seinem stutzerhaften Wesen, aber hübschem Aeußern, und Emily Chandos in ihrer strahlenden heitern Schönheit.

„Sehen Sie doch dort hin, Fräulein Hereford! Sehen Sie?“

Fräulein Johnstone sprach diese Worte leise, im Tone tiefster Bestürzung. Ich wollte nicht verstehen, auf wen sie anspielte.

„Ob ich was sehe, Fräulein Johnstone?“

„Fräulein Chandos,“ antwortete sie, Emily mit den Blicken verschlingend. Ich möchte wohl wissen, ob die Fräuleins Barlieu wissen, daß all' diese vorgeblichen Besuche bei den Treherns ein bloßer Deckmantel sind für ihr Zusammentreffen mit diesem Franzosen?“

„Oh, Fräulein Johnstone — Sie hat die Treherns wirklich besucht!“

„Oh — ich bin klug und weise!“ lautete Fräulein Johnstone's ruhige Antwort.

Noch nie sind einer Gouvernante so herausfordernde Blicke zugeworfen worden, als Emily Chandos quer über den Tisch zu Fräulein Johnstone herüber schleuderte. Daß diese Letztere ernsten Anlaß dazu gab, läßt sich nicht leugnen. Ich glaube — und ich glaubte es von Anbeginn an — sie beneidete Fräulein Chandos, obwohl ich nicht wußte, wie und weshalb dieses Gefühl in ihr Wurzel gefaßt hatte. Es war offenbar die hervorragendste Gruppe der Tischgesellschaft: Herr Trehern, ein starker, hübscher, stämmiger Landedelmann und seine Frau; Herr de Melissie und Fräulein Emily; sie wurden von den Aufwärtern mit merklicher Auszeichnung behandelt. — Selbst ihr Diner war ein feineres, als das der Uebrigen, denn sie allein hatten funkelnden Moselwein und Eis genommen.

Sie erhoben sich früher von dem Tisch, als die meisten Gäste. Emily nickte mir lächelnd zu, als sie Herrn Trehern's Arm nahm, ohne Fräulein Johnstone der geringsten Beachtung zu würdigen, und folgte Frau de Melissie, die an Alfred's Arm vorangeschritten war.

„Sie wird das aufgeben müssen," hörte ich die Gouvernante vor sich hinsprechen.

Herr Johnstone trug nicht dazu bei, die Sache und seiner Nichte Laune besser zu machen.

„Was für ein reizendes Mädchen ist das!" rief er aus. „Irre ich nicht, so ist es eine Engländerin?"

„So ist es," entgegnete Fräulein Johnstone, den

Mund zu einer bitteren Grimasse verzerrend. „Sie ist eine meiner Schülerinnen.“

„Eine Ihrer Schülerinnen? Und schenkte Ihnen gar keine Beachtung?“

Fräulein Johnstone entgegnete nichts, aber der bittere Zug um ihren Mund trat noch deutlicher hervor, als sie sah, daß Emily in Begleitung des jungen Herrn Alfred de Melissie nach der Anstalt zurückkehrte, indem Frau Trehern's Kammermädchen hinter dem Paare einher trippelte.

Am nächsten Morgen kam es zur Explosion. Fräulein Johnstone reichte in geheimer Sitzung eine förmliche Klage gegen Emily bei den Fräuleins Barlieu ein. Sie berichtete, daß sie zu der moralischen Ueberzeugung gelangt sei, zwischen Herrn Alfred de Melissie und Emily Chandos bestehe ein geheimer Liebesbund.

„Sie saß mit dem jungen Manne an der Table d'hôte! Ließ sich von ihm nach Hause begleiten!“ rief Fräulein Annette aus. „Es ist nicht möglich!“

Fräulein Johnstone sagte, es sei möglich und rief mich als Zeugin auf. Emily Chandos wurde in den Salon befohlen und zur Rede gestellt. Sie konnte es nicht leugnen, machte auch keinen Versuch, es zu thun, bot dem Feinde aber muthig die Stirne.

„Was war Böses daran, Mademoiselle Annette? Herr de Melissie hat keinen Versuch gemacht, mich zu verschlingen.“

„Sie wissen, daß die Gebräuche und Ansichten unseres Landes derlei Dinge nicht gestatten," sprach Fräulein Barlieu mit ernstem Nachdruck. „Ich bin erstaunt über Ihr Betragen, Fräulein Chandos, — haben uns hintergangen! Ich werde noch heute an Mylady schreiben — an Ihre Mutter. Wenn sie es billigt, daß Sie sich auf solche Weise öffentlich zeigen, ich kann es nicht. Ich kann unmöglich gestatten, daß eine Dame meiner Anstalt sich der Gefahr aussetzt, von der Welt „unbesonnen" genannt zu werden. Sie werden nicht mehr zu Frau Trehern gehen. — Sie hat gezeigt, daß sie nicht versteht, Sie zu hüten."

„Wollen Sie damit sagen, Fräulein Barlieu, daß ich in Zukunft keine Einladung mehr annehmen soll?" frug Emily mit pochendem Herzen.

„Ich werde Ihrer Mutter auf nicht mißzuverkennende Weise erklären, daß es unrathsam ist, Sie Besuche machen zu lassen, zum mindesten so lange Herr Alfred de Melissie sich in Nulle aufhält," lautete Fräulein Barlieu's wohlberechnete Antwort.

Emily Chandos wußte nun, daß die Tage ihrer Freiheit zu Ende waren. Ob sie sonst wohl den entscheidenden Schritt unternommen hätte, zu dem sie sich jetzt hinreißen ließ? Ach, bald war es zu spät geworden, darüber nachzugrübeln.

Lady Chandos untersagte Emily in ihrem Antwortschreiben jeden Besuch und empfahl ihr, alle ihre Zeit den Stu-

dien zu widmen, da sie im Frühlinge die Anstalt verlassen werde.

Ob die Ankunft dieses Briefes die nun folgende Katastrophe noch beschleunigte? Wer wußte es zu sagen?

Nach einigen Tagen wurde davon gesprochen, Frau de Melissie sei wieder in Nulle und ein kleiner Zeitraum verging, ohne besondere Ereignisse mit sich zu bringen.

Eines Nachmittags, als wir eben mit Fräulein Johnstone englisch lernten, fuhr Frau Trehern vor, Emily erhielt Erlaubniß, sie zu empfangen, doch im Beisein von Fräulein Barlieu, die sie in den Salon begleitete. Hier kam es zu Erklärungen. Frau Trehern erfuhr, daß Emily sie ferner nicht mehr besuchen dürfe. Nach ihrer Entfernung kehrte Emily in das Lehrzimmer zurück, doch war die englische Stunde zu Ende. Mit Schmach zu Ende, denn Keine von uns hatte gut studirt oder war aufmerksam gewesen, Fräulein Johnstone wenigstens behauptete dies und erkärte, wir würden zur Strafe die Lehrstunde nach dem Abendessen wieder aufnehmen.

Das Souper bestand an jenem Abende aus Butterbrod und Krabben — ich werde es nie vergessen! — und wir zogen es in die Länge so viel als nur möglich. Jede von uns nahm drei Tassen Thee und aß so viel Krabben als sie erhalten konnte. Emily Chandos erschien nicht bei Tische und Fräulein Caroline — in sittlicher Entrüstung über den „Scandal“ mit Herrn Alfred de Melissie — erlaubte uns nicht, sie zu holen; wir möchten sie nur

„schmollen“ lassen nach Belieben. Endlich mußte das Souper doch ein Ende nehmen, und Fräulein Johnstone, ihrem Worte getreu, rief uns mit den englischen Büchern zu sich.

„Holen Sie Fräulein Chandos,“ sagte sie zu mir. „Wenn es ihr gefiel, das Abendbrod zu versäumen, so darf sie sich doch dem Unterricht nicht entziehen.“

Emily war nicht zu finden. Nachdem das ganze Haus in einen Aufruhr und Wirwarr versetzt worden war, wie ich es noch nie erlebt hatte, stellte es sich heraus, daß sie entflohen sei.

Man sandte ein Telegramm nach Chandos und die Fräulein Barlieu gingen — krank vor Kummer — zu Bette.

Das Telegramm hatte uns Herrn Chandos gebracht — Emily's Bruder. Ungefähr gleichzeitig mit ihm kam aus London ein Brief von Herrn Alfred de Melissie mit der Nachricht, Fräulein Chandos und er seien eben (und auch nach römisch-katholischem Ritus) getraut worden. Daß seine Mutter diesen Schritt gebilligt und gefördert hatte, unterlag keinem Zweifel, obwohl sie die jungen Leute auf ihrer Flucht nach England nicht begleitet hatte.

Herr Chandos wurde von Fräulein Barlieu in ihrem Schlafzimmer empfangen, da der Schreck sie wirklich krank gemacht hatte. Als ich die Treppe hinabging, kam er eben nach einer Unterredung mit Fräulein Annette mit dieser aus dem Salon. Die gute Dame sprach sehr eifrig, wäh-

rend Thränen in ihren Augen standen und Herr Chandos sich bemühte, sie zu beruhigen.

„Wäre man vorsichtiger gewesen in der Wahl eines Umganges für Fräulein Chandos," sagte sie mit überströmenden Angen — „so würde dies Unglück nicht hereingebrochen sein! Ich habe oft mit meiner Schwester darüber gesprochen, wie Unrecht Mylady thue, ihre Einwilligung zu dem Verkehr mit Frau Trehern zu geben. Ach, Herr, wir werden diesen Schlag nicht so bald überwinden — o nein!"

„Betrüben Sie sich nicht so sehr," erwiederte Herr Chandos, „ich habe mich überzeugt, daß keinerlei Schuld auf Sie fällt; Unrecht gethan haben nur meine Schwester und die de Melissie's; — allerdings ist das Vermögen meiner Mutter eine hübsche Beute für diesen jungen Franzosen."

Weshalb drückte ich mich in eine Nische der Mauer und blickte Herrn Chandos lange nach, als er in der Abenddämmerung das Haus verließ? Nicht die volle, weiche Stimme, nicht der Wohllaut derselben hatten meine Aufmerksamkeit zu sehr gefesselt. Allerdings hatte mein Ohr diese Vorzüge bald erkannt, allein was mir auffiel, waren seine Gestalt und seine Züge: wo hatte ich ihn früher schon gesehen?

Denn gesehen hatte ich ihn schon einmal, das fühlte ich. Die Umrisse des Gesichtes mit seinen zarten, weichen Linien — ein unbestimmtes Etwas in der großen, schlan-

ken Gestalt — selbst die Art, beim Sprechen den Kopf zu wenden — Alles, Alles schien eine Erinnerung in mir zu wecken. Wo — wo hatte ich Harry Chandos nur gesehen?

Ich konnte keine Antwort auf diese Frage finden, die Zeit aber schritt unaufhaltsam vor.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Dr. Langmann & Co. in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wood, Henry

Anna Hereford Roman von Mrs. Henry Wood. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Saphir

Bd.: 1

Berlin 1870

P.o.angl. 570 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752669-2